This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

PF
3571
E3

Ernst Eckstein.

Verstehen wir deutsch?

UC-NRLF
$B 311 662

Leipzig
Verlag von Carl Reissner

Digitized by Google

·FROM·THE·LIBRARY·OF·
·KONRAD·BURDACH·

Digitized by Google

Digitized by Google

Verstehen wir Deutsch?

Digitized by Google

Digitized by Google

Verstehen wir Deutsch?

Volkstümliche Sprach-Untersuchungen

von

Ernst Eckstein

Leipzig

Verlag von Carl Reißner

1894

Digitized by Google

Digitized by Google

PF 3571
E3

Inhalt.

	Seite
Verstehen wir Deutsch?	1
Aus der Werkstatt der Volksseele	11
Die Namen der Jahreszeiten	23
Das Gotische	36
„Ich werde schlagen"	49
Das Zahlwort Zwei	56
Der unbestimmte Artikel	69
Farbenbezeichnungen	84
Allgemeinwörter zur Bezeichnung von Einzeldingen	99
Musikalisches in der Sprache	108
Die Fremdwörter	125
Zur Aussprache der Fremdwörter	137
Ein Blick in die Zukunft der deutschen Sprache	150

Digitized by Google

M325375

Digitized by Google

Verstehen wir Deutsch?

Wenn wir gleich im Beginne dieser Erörterungen die Frage der sogenannten Sprachreinigung berühren, so geschieht dies nur äußerlich. Wir haben zunächst weder die Absicht, die Sprachreinigung zu verteidigen, noch sie zu kritisiren und zu bekämpfen. Sie bildet hier lediglich den bequemen Ausgangspunkt für unsere Darlegungen, die, so hoffen wir, auch für die weiteren Kreise des Publikums nicht ohne Interesse sein werden. Die Naturwissenschaften, die Technik, die Jurisprudenz haben es fertig gebracht, mit dem Laien hier und da eine recht intime Fühlung zu gewinnen; die Linguistik dagegen, die Sprachforschung, die doch ganz zweifellos mit zu den Naturwissenschaften gehört — denn die Sprache ist ein Naturprodukt, das nach ebenso unabänderlichen Gesetzen entwickelt wurde, wie der menschliche Organismus selber — nur die Sprachforschung ist für das Publikum eine Art Popanz geblieben, vielleicht nur in Erinnerung an die fürchterlichen Grammatikstunden der Jugendzeit, vielleicht aber

Digitized by Google

auch deshalb, weil die Sprachgelehrten sich für die Gelehrten par excellence halten und es demzufolge verschmähen, von der Höhe des Katheders herabzusteigen und mit den Menschen menschlich zu reden.

Ein geistreicher Schriftsteller hat kürzlich als Hauptgrund für die Notwendigkeit der sogenannten Sprachreinigung den Umstand angeführt, daß der Sprachlich-Ungebildete unsere Fremd- und Lehnwörter nicht wirklich verstehe, wenn er auch aus der Praxis wisse, welcher Gegenstand mit den betreffenden Wörtern gemeint sei. Als Beispiel nennt er das Wort „Serviette". Der Sprachlich-Ungebildete plappere dies Wort einfach nach, ohne zu ahnen, daß es von dem französischen servir, dienen, komme und also so viel bedeute, als „das Dienende". Dem Kenner hingegen erwachse just aus seinem Verständnis der Nachteil, daß er nun von dem also bezeichneten Gegenstand eine matte, schiefe, ungenügende Vorstellung bekomme, denn „das Dienende" sei ein ganz verschwommener Begriff; es fehle die Angabe, wozu es diene, wenn sich für uns eine wirkliche Anschauung, ein greifbares Bild ergeben solle; dieses Bild aber sei vorhanden in der Verdeutschung „Mundtuch".

Ich muß bekennen, daß diese scheinbar so scharfsinnige Auseinandersetzung mit dem, was ich meinesteils von der Eigenart und der Entstehungsgeschichte der Sprachen weiß, unvereinbar ist.

Zunächst liegt es nämlich im Wesen aller Sprachen, unbestimmte, ganz allgemein gehaltene Ausdrücke nach

Digitized by Google

und nach mit einer bestimmten Bedeutung zu füllen, sie zu spezialisieren.

Dann aber behaupte ich, daß dem Sprachlich-Ungebildeten nicht nur die Fremdwörter, sondern auch die Wörter der eigenen Muttersprache innerlich unverständlich, ein ewiges Rätsel, kurz, die reinen Chiffren und Merkzeichen sind, die er gewohnheitsgemäß da anwendet, wo sein Bedürfniß dies heischt. Er weiß wohl, daß „Verliebtheit" von „Liebe" kommt; was aber „Liebe" bedeutet, davon hat er nicht die leiseste Ahnung. Er nimmt von Jugend auf das Wort als gegeben an, ohne weiter darüber nachzudenken. Nur in gewissen Momenten jenes metaphysischen Staunens, das den Anfang aller Philosophie ausmacht, wiederholt man sich wohl einmal sinnend: „Liebe! Liebe! Sonderbar, daß man das gerade ‚Liebe' nennt!"

Betrachten wir diese Thatsache näher.

Zur Erhärtung der Wahrheit, daß selbst die ungeheure Mehrzahl des sonst gebildeten, aber nicht sprachgeschichtlich geschulten Publikums die eigne Muttersprache nur so versteht, wie der Bauer das Wort „Serviette", lassen sich Hunderte von Beispielen gleich vom Wege pflücken.

Nicht nur der Bauer, auch der Gebildete hat vielfach bereits vergessen, daß „Heu" von „hauen" kommt; durchweg und zweifellos aber hat er vergessen, daß „Grummet" ursprünglich „Grün-Mahd" lautet, von „grün" und von „mähen".

Digitized by Google

Was eine Beichte ist, wissen wir alle. Daß wir aber in diesem Worte eine Zusammensetzung vor uns haben aus der Vorsilbe „be“ und dem althochdeutschen Worte jicht (jehan, sagen) — das gehört zu den Privatgeheimnissen der Sprachforschung.

Hin und wieder hat sich der unbefriedigte Volksgeist bei Wörtern, die in ihrer dermaligen Form gar zu „unverständlich“ geworden waren, zu einem Erklärungsversuche aufgeschwungen, der dann wieder die Form des Wortes veränderte.

So wurde aus der völlig unerklärbaren „Wachstelze“ eine „Bachstelze“; denn man wußte bereits nicht mehr, daß „Wachstelze“ aus „Wachsterze“ entstanden war und so viel bedeutete wie einen Vogel, der mit dem Sterz wackelt.

Ganz nach der gleichen Methode hat sich der „Mullwurf“ — das Tier, das den Mull, d. h. den lockeren Boden, den Staub, emporwirft — in den neuhochdeutschen „Maulwurf“ verwandelt. Das Wort „Mull“, das im Niederdeutschen noch fortexistirt, war dem Oberdeutschen abhanden gekommen.

Welcher Deutsche, der seine Sprache als eine seelenvolle bezeichnet, versteht ohne Kenntnis des Gotischen, was er da sagt? Ich meine, was das Wort „Seele“ ursprünglich bedeutet? Gerade hier zeigt es sich klar, daß uns die Anschauung, die den Wörtern zu Grunde liegt, völlig entfremdet ist.

„Seele“ lautet im Gotischen saivala und kommt

Digitized by Google

von einem Verbalstamme saiv-, der sich auch in dem gothischen saivs = See und im lateinischen Zeitwort saevire, toben (französisch sévir) findet. Jener Verbalstamm saiv- bedeutet so viel wie „sich lebhaft bewegen"; saivs ist das bewegte Wasser; saivala das Bewegliche und Bewegende, das Erregbare und Erregende im Menschen: die Seele.

Hier haben wir zugleich einen straffen Beweis für die andere der oben ausgesprochenen Behauptungen: daß nämlich fast alle Sonderbezeichnungen ursprünglich von einem ganz allgemeinen Begriff ausgingen und sich erst nach und nach zu dem haben ausprägen lassen, was sie uns jetzt bedeuten. Die See und die Seele sind zwei grundverschiedene, ihrem Begriff nach äußerst spezialisierte Dinge: trotzdem bedeutet das eine Wort wie das andere eigentlich nur „das Bewegte". Wenn nun die höchst verschwommene Bezeichnung „Bewegtes" ausreicht, um die Anschauung der See und der Seele zu wecken, so wird wohl auch die Bezeichnung „Dienendes" (französisch serviette) ausreichen, um die Anschauung eines „Mundtuchs" zu wecken.

Noch ein paar Beispiele für die Undurchschaubarkeit gerade der einfachsten Wörter.

Hat vielleicht der gebildete Laie auch nur die entfernteste Ahnung davon, daß die Wörter „Hand", „Hinde" (Hirschkuh) und „Hund" so nahe verwandt sind, wie etwa Trank, Trinken und Trunk? Daß sie alle drei von der nämlichen Wurzel stammen und alle ursprünglich denselben Begriff enthielten? Nach und

Digitized by Google

nach erst hat sich dieser Begriff in die jetzt so grundverschiednen Bedeutungen auseinandergelegt.

„Hand", „Hinde" und „Hund" kommen von einem verloren gegangenen Zeitwort hindan. Wäre dies Zeitwort uns erhalten geblieben, so würde es jetzt „hinden" lauten und genau so conjugiert werden wie „finden": ich hinde, ich hand, gehunden.

Jenes verloren gegangene hindan besagte so viel wie „packen", „greifen".

Die Hand und der Hund erklären sich hiernach sofort. Die Hand ist das Glied, das packt oder greift; der Hund ist das Tier, das packt und greift, also das Jagdtier. In dem Worte „Hinde" hat der Stamm passive Bedeutung gewonnen. Die Hinde ist das gepackte Tier, das Jagdtier im leidenden Sinne, und dieser Begriff hat sich im Lauf der Jahrhunderte auf den weiblichen Hirsch spezialisiert.

Ein sehr verständliches Wort scheint uns „deuten" zu sein; das klingt so „deutlich", und wenn man ein bischen Französisch versteht und das französische Wort le doigt, der Finger, heranzieht, so glaubt man — da die Etymologie oder Wortableitungslehre noch immer sorglos von jedem beliebigen Dilettanten auf eigne Faust betrieben zu werden pflegt — die Bedeutung von „deuten" buchstäblich zwischen den Fingern zu halten. Man sagt ja auch: „mit den Fingern auf etwas deuten". Die Sache ist klar . . .

Für den Eingeweihten jedoch, der auf Grund eines bekannten Sprachgesetzes von vornherein weiß, daß doigt

Digitized by Google

mit „deuten“ absolut nichts zu thun haben kann, ist es längst kein Geheimnis mehr, daß „deuten“ und „deutsch“ von der nämlichen Wurzel kommen. Diese Wurzel heißt althochdeutsch tiod, gotisch thiuda, und bedeutet so viel als Volk; tiodisk, deutsch, heißt also „volksgemäß“; tiodan, deuten, heißt „vervolkstümeln“, „dem Volke mundgerecht machen“, „popularisieren“. Von diesem geistigen „Deuten“ hat sich das leibliche, das „Mit=dem=Finger=deuten“ später erst abgezweigt.

Wir haben im Vorstehenden mehrfach das Wort „dienen“ erwähnt. Auch „dienen“ gehört zu jenen tausend und abertausend Vokabeln, deren ursprünglicher Sinn uns gründlich verschlossen bleibt. Erst die Wissenschaft zieht ihn an's Licht. — Unser neuhochdeutsches „dienen“ ist eine Zusammenziehung von degenen, und dieses degenen stammt von dem Worte degen, angelsächsisch thegen, das uns noch heute in der Verbindung „ein wackerer Degen“ geläufig ist. Eigentlich war der „Degen“ nur „ein Erzeugter“, „ein Sohn“, wie das ihm lautlich entsprechende griechische teknon (das Kind). Später kam zu dem Sohn der Begriff „Mann“, und schließlich der des „Gefolgsmannes“, der da im „Dienst“ eines Edlen steht. Das Wort degenen hieß demnach soviel als „Gefolgschaft leisten“, „Dienste thun“, „im Heer eines Fürsten dienen“. Von dieser Spezialbedeutung leitet sich die neuhochdeutsche allgemeinere her.

Nun aber, nachdem wir gesehen haben, daß der Laie seine Muttersprache absolut nicht versteht, ein offenes Geständnis: auch der Forscher versteht sie

Digitized by Google

nicht. Alles, was sich auf diesem Gebiete leisten läßt, ist doch schließlich nur ein Weiterhinausverlegen des Unverstandnen.

Nehmen wir gerade den ebenerwähnten Fall. Die Rückwärtsforschung hat uns von dem modernen „dienen" bis zu dem griechischen teknon, das Kind, das Erzeugte, geführt. Hiermit ist eigentlich nur ein Stück Begriffsgeschichte geliefert; wirklich verstanden haben wir das neuhochdeutsche Wort „dienen" noch immer nicht; denn mit dem griechischen teknon beginnt ja nun wieder ein neues Problem. Teknon kömmt von tiktein, erzeugen. Dieses tiktein aber hat ursprünglich vielleicht etwas ganz anderes bedeutet, eine Thätigkeit, die von dem Begriff des Erzeugens ebenso weit abliegt, wie das Erzeugen von dem des Dienens.*) Und erschlösse sich uns auch dieses Geheimniß: immer wieder stünden wir vor der Frage: Ist denn das, was wir jetzt zwischen den Händen halten, wirklich der Urbegriff? Ist nicht auch dieses Letzte wieder ein Abgeleitetes? Hat nicht auch dieser scheinbare Urbegriff in vorgeschichtlicher Zeit Wandlungen erfahren, über die uns jede Vermutung fehlt?

Gerade die Sprachforschung kann ja bei besonders günstigen Umständen Blicke in eine Vergangenheit werfen, die wenigstens zehn- oder zwölftausend Jahre

*) Ich wage hier die Vermutung, daß tiktein (Stamm tek-) ein lautnachahmendes Wort ist, wie klappen, klatschen, picken, tippen, hacken, quaken, und ursprünglich etwa von dem tek, tek machenden Schnabel des Spechtes gebraucht wurde.

Digitized by Google

hinter der christlichen Aera zurückliegt: aber das sind eben doch nur Blicke, keine gangbaren Stege, die über den Abgrund führen. Schließlich verliert sich auch die scharfsinnigste und verwegenste Auslegung in Regionen, wo sie nur tasten kann. Allerdings muß sie sich eingestehn: gerade in diesen Regionen, dafern sie unserm Wissen erschlossen wären, würde das Interessante, wahrhaft Aufklärende, das geschichtlich wie psychologisch Bedeutsame erst beginnen. Mehr und mehr würden wir uns auf diesem ewig verschlossenen Pfade dem geheimnißvollen Quell der Sprachbildung nähern, den Uranfängen jenes wunderbaren Werdeprozesses, dessen Grundzüge wir uns jetzt nur ganz hypothetisch entwerfen können. Bei einem Weiterschreiten auf dieser Wanderung in die Vergangenheit unsers Geschlechts würde die Zahl der Wörter wie die der Begriffe mehr und mehr abnehmen, bis zuletzt eine äußerst geringe Anzahl von Wurzeln übrig bliebe. Einige dieser Wurzeln können wir uns mit einem hohen Grad von Wahrscheinlichkeit zurechtlegen; aber nur einige. Die Entstehung nun gar dieser Wurzeln gehört in Gebiete, wo der Anatom und der Physiologe ebenso mitspricht, wie der Sprachforscher. Auch nur ein flüchtiger Abriß dessen, was sich hierüber sagen läßt, würde die Grenzen dieses bescheidenen Büchleins weit überschreiten.

Also noch einmal: Der Mensch versteht — so bedenklich es klingt — seine Sprache nur wie ein Papagei. Die Wörter sind ihm nur die herkömmlichen Zeichen für bestimmte Begriffe, fast so, wie ihm die Buchstaben

Digitized by Google

herkömmliche Zeichen für bestimmte Lautervorbringungen der Sprechwerkzeuge sind. Fast so: denn die Wortbezeichnungen sind nicht willkürlich gewählt, wie die Schriftzeichen. Freilich, wenn man bedenkt, daß ursprünglich die Buchstaben Bilder waren, so fällt auch hier ein gutes Teil jener Willkürlichkeit weg; denn die Bezeichnung gammel für Kameel war doch „organisch geworden", und daß nun der Kameelhals (das spätere griechische Gamma, Γ) zur Bezeichnung des G-Lautes benutzt wurde, ist eigentlich nur eine organische Weiterentwicklung.

Digitized by Google

Aus der Werkstatt der Volksseele.

Wenn wir nun auch, wie soeben erörtert, bei der Rückwärtsforschung immer wieder vor ein neues Problem gestellt werden, so fällt doch auf dieser geistigen Wanderung mancherlei für uns ab, was für die Kenntnis der Volksseele und ihrer Entwickelung von höchstem Interesse ist. Ein einziges Wort, richtig verstanden, sagt über längst vergangne Kultur-Epochen, die dem eigentlichen Historiker ewig verschlossen bleiben, oft die bedeutsamsten Dinge aus. Wenn sich zum Beispiel aus der Vergleichung mit den Wurzeln der Sanskrit-Sprache erhärten ließe, daß unser Wort „Tochter" ursprünglich soviel wie „die Melkende" heißt, so würde uns dies einen Fernblick in jene vorgeschichtlichen Zeiten erschließen, da unsere Vorfahren am Indus nomadisierten, da ihr Hauptreichtum in Viehherden bestand und der Vater als Patriarch über der zahlreichen, arbeitsfähigen Schaar seiner Familie herrschte.*)

*) Diese Hypothese (Tochter = die Melkende) hat lange Zeit Geltung gehabt. So schön sie klingt, so unhaltbar erweist sie sich. Das Wort gehört augenscheinlich zu gotisch

Digitized by Google

Wir unternehmen es, dem Leser im Folgenden einige dieser Merkwürdigkeiten namhaft zu machen.

Es ist eine häufig betonte Thatsache, daß die menschliche Sprache bei der Benennung der Wesen und Dinge um so reicher ins Einzelne geht, je wichtiger diese Wesen und Dinge für unser leibliches oder geistiges Wohl sind.

Das Wichtigste für den Menschen ist nun der Mensch selbst. Demzufolge besitzen fast alle Sprachen, bis hinauf zum Koptischen und Hebräischen, eine ganz außerordentlich große Anzahl von Wörtern zur Bezeichnung der verschiedenartigen Abschattungen dieses Begriffs.

Bleiben wir beim Neuhochdeutschen.

Wir finden da vor Allem die Unterscheidung der beiden Geschlechter durch die zwei von einander unabhängigen Ausdrücke „Mann" und „Weib".

Das ist doch nicht so selbstverständlich, wie der geneigte Leser vermuthet; denn mit ganz verschwindend wenigen Ausnahmen bildet die Sprache das Wort zur Bezeichnung des weiblichen Individuums unmittelbar von dem männlichen durch Beifügung der Nachsilbe „in"; z. B. der Löwe, die Löwin; der Bär, die Bärin; der Wolf, die Wölfin; der Esel, die Eselin; — und so auch, als einer späteren Kulturepoche entstammend: der Gatte, die Gattin; der Fürst, die Fürstin; der Kaiser, die Kaiserin. Ja, bei solchen Wesen, mit denen der

---

dugan (zeugungsfähig sein, neuhochdeutsch „taugen") und bedeutet — genau wie „Kind" und „Magd" — zunächst nur „das Erzeugte".

Digitized by Google

Menſch in den früheren Stadien ſeiner Kulturentwickelung kaum in Berührung kam oder doch keine intime Fühlung gewann, iſt ſelbſt dieſe abgeleitete Bezeichnung des Weibchens durch die Nachſilbe nicht gebräuchlich. So ſagt man durchweg nicht etwa „die Kranichin", „die Walfiſchin", ſondern „der weibliche Kranich", „der weibliche Walfiſch". Nur einzelne bevorzugte Geſchöpfe, die ſich von Anbeginn als Mitkämpfer um die Exiſtenz eng an den Menſchen anſchloſſen, wie das Pferd und das Rind, nur ſie ſtehen in dieſer und andrer Beziehung mit dem Herrn der Schöpfung ſprachlich auf einer Stufe. Sie haben ihre Gattungsbezeichnung, dem Worte Menſch entſprechend, — und ihre Einzelbezeichnung für die beiden Geſchlechter. Wir ſagen: der Hengſt, der Ochſe; die Stute, die Kuh; nicht etwa: die Hengſtin, die Ochſin, oder: die Pferdin, die Rindin. Dagegen heißt es, wie oben erwähnt, die Eſelin. Ein ſprachhiſtoriſcher Beweis für die Thatſache, daß der Eſel — wenigſtens für den germaniſchen Zweig der Arier — niemals ein annähernd ſo wichtiges Tier war, als ſein edlerer Blutsverwandter, das Pferd.

Wir kommen auf dieſe Haustiere weiter unten zurück. Bleiben wir jetzt zunächſt bei dem Menſchen.

Den Wörtern „Mann" und „Weib" entſprechen auf beiden Seiten die mannigfaltigſten Einzelausdrücke, vornehmlich zur Unterſcheidung der Altersſtufen. Auch dies findet ſich ſonſt nur noch bei den obengenannten bevorzugten Tieren und außerdem da oder dort in gewiſſen ſpäter noch zu berührenden Fällen.

Digitized by Google

Das „Kind", das in geistiger wie in körperlicher Beziehung noch wenig „differenziert" ist, gilt für beide Geschlechter gemeinschaftlich.

Dann entwickelt sich auf der einen Seite der „Knabe", der „Bube", der „Junge", der „Bursche", der „Jüngling", der „Alte", der „Greis"; auf der anderen das „Mädchen", die „Maid", die „Jungfrau", die „Dirne" (im guten Sinne; der tadelnde ist erst ein abgeleiteter), die „Frau", die „Alte", das „Mütterchen" (ohne Rücksicht auf eine etwa vorhandene Nachkommenschaft), die „Greisin".

All' diese Wörter bezeichnen nur ein und dieselbe Person zu verschiedenen Zeiten; sie hängen nicht etwa zusammen mit der Verschiedenheit ihrer Stellungen innerhalb der Familien, wie „Vater", „Mutter", „Sohn", „Tochter", „Bruder", „Schwester", „Oheim", „Nichte" ꝛc.

Einen ähnlichen Reichtum an Einzelbenennungen weisen, wie eben schon angedeutet, die Haustiere auf, — vor Allem die beiden wichtigsten: das Rind und das Pferd.

Da finden wir in unsrer neu hochdeutschen Sprache die Wörter „Stier", „Farren", „Bulle" für das männliche Tier; — „Kuh" und „Färse" für das weibliche; — „Kalb" und „Rind" (im engeren Sinne) für das neutral erscheinende Jugendalter.

Beim Pferd stehen uns sogar für die Bezeichnung des Gattungsbegriffes drei Wörter schon zu Gebot: „Pferd", „Roß" und „Gaul"; und zwar mit einer nur unwesentlichen Begriffsverschiedenheit. Der sachgemäße

Digitized by Google

schriftdeutsche Ausdruck ist „Pferd". „Roß", das noch dialektisch in Süddeutschland überall da gebraucht wird, wo das Schriftdeutsche „Pferd" sagt, fällt schon mehr in den edleren Stil; es bedeutet an sich bereits ein feuriges oder sonst wie bevorzugtes Pferd. „Gaul" bezeichnet entweder ein geringwertiges, oder ein derbes, grobknochiges Tier. — Dazu kommt noch als viertes Wort das veraltete „Mähre". Ursprünglich genau so viel wie das altdeutsche Roß (vergl. Marstall = der Pferdestall, Marschall = mareschalk = der Pferdeknecht) — hat die „Mähre" im Neuhochdeutschen einen spöttischen Beigeschmack, selbst bei den Dichtern; denn Uhland meint in seinem bekannten Verse: „Kaum konnte den Reiter die Mähre tragen" — das körperlich heruntergekommene Pferd der ausgehungerten Kreuzfahrer. Eine Steigerung dieser Nüance ist der traurige „Klepper".

Von den verschiednen Bezeichnungen des Pferdes nach seiner Gangart (z. B. „Zelter" = „Paßgänger"), seiner Herkunft und Farbe soll hier nicht weiter die Rede sein. Derartige Ausdrücke werden von Hirtenvölkern häufig auch für das Rindvieh gebraucht. Wohl aber seien die Wörter namhaft gemacht, die sich, wie oben, auf die allgemeineren Unterschiede beziehen. Da finden wir neben dem „Hengst" und der „Stute" die neutralen Bezeichnungen „Fohlen" und „Füllen".

Also auch hier ein überraschender Reichthum.

Man könnte nun aus dem Umstand, daß wir drei oder vier Allgemein-Bezeichnungen für das Pferd, aber

Digitized by Google

nur eine einzige für die Gattung Rind besitzen, den Schluß ziehen wollen, das Pferd habe bei unseren arischen Vorfahren früher die Rolle des Hausthiers gespielt, und sei für die indogermanische Volksentwickelung von größerer Bedeutung gewesen, als der einfach benannte Wiederkäuer.

Ueber die Irrigkeit dieser Annahme belehrt uns die Sprachforschung, die uns den Nachweis liefert, daß wir auch für das Pferd ursprünglich nur eine Bezeichnung besaßen, nämlich das Wort „Roß", althochdeutsch hros, englisch horse, während die beiden andern Wörter „Pferd" und „Gaul" in geschichtlicher Zeit, und zwar längst nach der Hochblüte der altrömischen Kultur, bei uns eingeführt worden sind.

Allerdings findet sich neben dem „Roß" auch die oben erwähnte „Mähre". Aber auch sie ist wohl späteren Ursprungs.

Uebrigens darf noch betont werden, daß selbst ohne die fremde Herkunft der Wörter „Gaul" und „Pferd" die Fülle an Gattungsbezeichnungen hier nichts beweisen würde. Das Pferd ist ein aristokratisches, das Rind dagegen ein demokratisches Tier. Die Reichen und Vornehmen aber entwickeln für die von ihnen bevorzugten Sportobjekte gern einen gewissen Luxus an Spezial-Benennungen. Wir finden das ganz besonders bei jenem urariſtokratischen Sport, der Jahrhunderte lang fast ausschließlich das Privilegium der Fürsten und Edlen war: bei der Jagd. Die Jägersprache wimmelt noch jetzt von Spezial-Benennungen, die dem

Digitized by Google

Laien vielfach unbekannt sind. So heißt z. B. das Reh, das in der Schriftsprache entweder geschlechtlos oder doch höchstens einmal als Rehbock auftritt, beim Waidmann je nach Alter, Geschlecht und Entwicklung des Gehörns — (nicht Geweihs) — bald Rehbock, Spießbock, Gabelbock, Bockkälbchen ꝛc., bald — in der weiblichen Linie — Schmalreh, Gais, Ricke, Rickenkälbchen oder Rickenkitzchen. Das Wildschwein betitelt sich Keiler, Bache, Frischling, Ueberläufer, Hosenflicker, Hauptschwein, Grob-Saue ꝛc. ꝛc.

Nächst dem Rind und dem Pferd müssen die Hühner von Urzeiten her Haustiere gewesen sein. Denn auch hier entwickelt die Sprache mit Einschluß der Mundarten eine rühmliche Opulenz. Man erinnere sich an den „Hahn", den „Gockel", den „Gickel", das „Huhn" (im engeren Sinne so viel wie Weibchen des Hahns), die „Henne", die „Glucke" oder „Gluckhenne", das „Küchlein", das rheinische „Hinkel" ꝛc.

Außerordentlich merkwürdig ist die Thatsache, daß der Mensch seinem treuesten Begleiter, der schon in vorgeschichtlicher Zeit neben ihm auftaucht, dem Hunde nämlich, beinahe durchweg nur eine Bezeichnung gegeben hat. So nennt der Grieche ihn kyon, der Lateiner canis, der Neudeutsche Hund. Der Hund ist und bleibt überall nur der Hund; denn die „Hündin" ist ja, wie oben erörtert, keine besondere Bezeichnung, sondern lediglich eine Ableitung. Auch der unerwachsene Sprößling hat keine Spezial-Benennung, wie das Kalb, das Füllen, das Küchlein, das Ferkel; er ist kurzweg der „junge

Digitized by Google

Hund", — der Sohn seines Vaters, und damit basta. Hieraus ließe sich etwa folgern, daß man im Hunde, gleichviel welches Geschlecht er hatte, schon in der graueſten Vorzeit lediglich die Gemüts- und Verstandesvorzüge schätzte.

Wir haben gesehen, daß schon die unmittelbare Betrachtung dieser Verhältnisse hier und da einen überraschenden Schluß auf die Urverhältnisse gestattet. Ausgiebiger noch werden die Rückblicke in jene vorgeschichtlichen Zustände, wenn wir uns an der Hand der modernen Wissenschaft klar machen, was jene Ausdrücke: „Mann", „Weib", „Kind", „Roß", ꝛc. ꝛc., die wir als einmal gegebne Bezeichnungen für vorhandne Begriffe gedankenlos hinnehmen, von Haus aus bei ihrer ursprünglichen Prägung bedeutet haben.

Nicht immer freilich läßt sich etwas Bestimmtes hier nachweisen; wo dies aber dennoch der Fall ist, da weht es uns an, wie eine seltsame Offenbarung aus den Kindheitstagen der Menschheit.

Das deutsche „Mann", gotisch manna, kommt von der altgermanischen Wurzel minn-, die noch heute in dem poetischen Wort „minnen" fortlebt und so viel wie „denken", „gedenken", „sich erinnern" bedeutet. Unser „minnen" heißt also eigentlich „eines Anderen gedenken"; der Begriff „in Liebe gedenken" hat sich erst später entwickelt, wie denn noch heutzutage das dänische minde (sprich minne) nur „sich erinnern" bedeutet. „Mann" ist also „das denkende Wesen", — und ursprünglich Gattungsbegriff für den Menschen selbst.

Digitized by Google

Menſch (gotiſch mannisk = männiſch) iſt nur eine Ableitung von „Mann", wie denn jetzt noch im Engliſchen mankind — das Manngeſchlecht — ſo viel bedeutet wie Menſchheit.*)

Dem Germanen alſo ſchien das geiſtige und gemütliche Element, deſſen höhere Entwicklung dem Menſchen vom Tier unterſchied, als das Charakteriſtiſche.

Völlig anders verhält ſich dies beim Italiker. Ihm kennzeichnete ſich der Mann durch das Blühende, Kraftvolle, körperlich Leiſtungsfähige. Das lateiniſche Wort für Mann — vir — hängt zuſammen mit einem Zeitwortſtamm vir-, wovon vires, die Kräfte, virere, grünen, blühen, viridis, grün.

Im Griechiſchen heißt der Mann anēr. Man hat dies Wort neuerdings mit dem ſabiniſchen nero zuſammengebracht, was ſo viel bedeutet wie „tapfer", „ſtark", „eifrig". Trotz mancher Bedenken halte ich es für ſehr wahrſcheinlich, daß anēr von dem nämlichen Stamme an- kommt, von welchem das griechiſche an-emos, der Luftzug, die bewegte Luft, und das lateiniſche an-ima, die Seele, abgeleitet ſind, daher denn anēr „das atmende, lebendige, das mit einer Seele begabte Weſen" bedeuten würde.

„Kind" gehört zu einem Verbalſtamme kin-, lateiniſch und griechiſch gen-, der „zeugen", „erzeugen" bedeutet; vergleiche griechiſch genos, lateiniſch genus, das Geſchlecht. Das deutſche „Kind" iſt ſonach ſchlecht-

*) Kleinpaul in ſeinem „Leben der Sprache" (III, 224) giebt eine andere Ableitung.

Digitized by Google

weg „das Erzeugte“, wie das schwedische und dänische barn „das Geborene“ (eigentlich das Getragene; baran, tragen; vergl. „die Bahre“). Dem ausgeprägten Familiensinn der Germanen erschien das Neugeborne zunächst unter dem Gesichtswinkel des rein Menschlichen, rein Natürlichen, als Fleisch und Blut vom Fleisch und Blute der Eltern.

Der Lateiner dagegen nannte das kleine Kind infans, von der Verneinungspartikel in und der Participialform fans = sprechend; also das „Nicht-Sprechende“, „das Familienglied, das noch nicht der Sprache fähig ist“. Der redefrohe Italiker zeigt sich hier in deutlichem Gegensatz zu dem schweigsamen Deutschen.

Der Grieche bekundet, wie bei dem Begriffe des Mannes, so auch hier seine größere Verwandtschaft mit dem Germanen; das griechische Wort für Kind — teknon — kommt von der Wurzel tek-, die gleichfalls „erzeugen“ bedeutet.

„Jüngling“ und „Jungfrau“ sind zunächst Ableitungen. Sie führen uns auf das Eigenschaftswort „jung“, gotisch juggs, und von da auf einen Stamm „ju-“ zurück, von dem das lateinische juvenis (= jung) herstammt. Der Urbegriff dieses Stammes ju- ist der des Frohseins. Er findet sich wieder in den Interjektionen „Juh“ oder „Juch“, in den Zeitwörtern „juchzen“, „jauchzen“ und dem lateinischen juvare ergötzen, Freude verursachen. Dem Italiker wie dem Germanen erschien also die Epoche der Jugend vornehmlich als die des Jauchzens, Jubelns und Fröhlichseins.

Digitized by Google

„Mädchen“ ist die Verkleinerungsform des Wortes Magd, — wofür später „Maid“ gesagt wurde. „Magd“ kommt von einem Verbalstamm mig-, der ganz dasselbe bedeutet wie kin-, nämlich „erzeugen“; daher denn „Magd“ und „Kind“ ursprünglich identisch sind. Die ausschließliche Anwendung des Wortes „Magd“ auf weibliche Kinder hat sich erst im Laufe der Zeit — allerdings bereits vor Jahrtausenden — langsam entwickelt, und zwar zunächst durch Differenzierung der Endungen. Das Gotische kennt bereits das Wort in der Form magaths, die Jungfrau, während gotisch magus „der Knabe“ und daneben schon „Knecht“ bedeutet, ganz wie die freie „Magd“ allmählich zur Dienerin ward, unbeschadet der früheren Bedeutung, die noch im edleren Stile, zumal im getragenen, vielfach Geltung behält.

Das deutsche „Greis“ bedeutet so viel wie ein „Grauer“; es bezieht sich auf die entfärbten Haare; „greis“ als Adjektivum ist eine sprachliche Variante von „grau“ und verhält sich zu ihm lautlich ungefähr wie „grausen“ zu „grauen“ oder „brausen“ zu „brauen“.

Der „Alte“ heißt ursprünglich nur der „Erwachsene“; eigentlich der „Ernährte“; das Wort kommt von einem indogermanischen Stamme al-, lateinisch alere, nähren. Der Begriff des „Ueberreifen“, „Gealterten“ ist also erst später hinzu gekommen. Gotisch alan heißt „aufwachsen“, „durch Nahrung groß werden“, „um sich greifen“.

Zum Schluß ein Beispiel noch aus der Tiersphäre,

Digitized by Google

das da beweisen wird, wie früh sich die Grundanschauungen der einzelnen Völkerstämme sonderten, und wie es stets nur ein Moment, und zwar das nach der Meinung der betreffenden Völkerschaft am meisten charakteristische war, was die endgültige Namengebung herbeiführte.

Das neuhochdeutsche „Roß" lautet (vergl. oben) althochdeutsch hros, englisch horse. Ich bringe dies althochdeutsche hros mit dem gotischen Zeitwort hrisjan = „schütteln", zusammen, wonach hros das Tier wäre, „das die Mähne schüttelt". In dieser Anschauung seitens der Urgermanen steckt das volle poetische Bild des feurigen, schnaubenden Renners, — gewiß malerischer als die Grundidee des lateinischen und des griechischen Wortes für Pferd (equus und hippos), die beide auf eine Wurzel hik-, hek oder sek- (kommen, folgen, erreichen) hinweisen und also nur ganz prosaisch das Tier bedeuten, mit dem man eilig vom Platze kommt.

Digitized by Google

Die Namen der Jahreszeiten.

Im Anschluß an die soeben gepflognen Erörterungen legen wir uns die psychologisch und kulturhistorisch bedeutsame Frage vor: Aus welchen Gesichtspunkten haben unsere Vorfahren auf der iranischen Hochebene — oder genauer: die Abzweigungen dieser Vorfahren nach ihrem Auszug aus dem gemeinsamen Mutterlande — die verschiednen Jahreszeiten betrachtet?

Das neuhochdeutsche Wort „Frühling" ist für unser lebendiges Sprachgefühl noch vollkommen durchsichtig. Es verhält sich zu „früh" wie „Spätling" zu „spät", wie „Schößling" zu „schießen", wie „Sprößling" zu „sprießen".

Was bedeutet nun dieses „früh"?

Das Wort lautet althochdeutsch vruo und griechisch proi; es gehört zu dem Stamme „vor", „für", lateinisch pro, prae; womit das lateinische prior, der frühere, und primus, der allerfrühste, der erste, zusammenhängt. Auch unser neuhochdeutsches „fromm" gehört in die gleiche Gruppe; „fromm" bedeutet soviel wie „vorwärts gekommen", „voranstehend", „der erste"

Digitized by Google

(in Bezug auf eine Eigenschaft), „der ausgezeichnete". Vergleiche althochdeutsch vram (weiter, vorwärts) und gotisch frums (Anfang), fruma (der erste).

„Frühling" bedeutet sonach die Jahreszeit, die vor den übrigen kommt, — jener uralten Sitte entsprechend, das Jahr mit dem Wiedererwachen der Natur anheben zu lassen. Noch in den ersten Zeiten des Römerreiches eröffnet Martius, der März, den Reigen der Monate. Der Mythe nach hatte Romulus das Jahr in zehn Monate von zusammen dreihundertundvier Tagen eingeteilt, und den ersten nach dem römischen Kriegsgotte (Mars) getauft. Da diese Einteilung schon in kürzester Frist Unzuträglichkeiten herbeiführen mußte, so fügte Numa Pompilius den Januar und den Februar hinzu, dergestalt, daß nun das altrömische Mondjahr dreihundertundfünfundfünfzig Tage zählte. Der Februar war nach dieser Einteilung der letzte Monat des Jahres. Seine Benennung kommt von einem Zeitwort, das „reinigen" heißt; am Schluß des Jahres fanden nämlich die großen stattlichen Sühn- und Reinigungsopfer statt. Später erst, nach vielen Jahrhunderten, setzte man — aus Gründen, deren Erörterung hier zu weit führen würde — den Anfang des Jahres auf den ersten Januar fest.

In dem reizvoll tönenden Worte „Frühling", das uns jetzt mit allem Zauber einer märchenduftigen Poesie umrauscht — („Leise zieht durch mein Gemüt liebliches Geläute") — steckt also lediglich eine Kalenderbezeichnung, eine chronologische Andeutung, nichts aber,

Digitized by Google

was sich auf die Natur, auf das Erwachen der Blüten und Blumen, auf die Pracht der neu ergrünenden Wälder bezöge.

Das Gleiche gilt von dem Namen des Frühlings im Skandinavischen und Niederländischen. Das dänische foraar und das holländische voorjaar, beides buchstäblich übersetzt „Vorjahr", enthalten in ihrer ersten Silbe gleichfalls nur den Begriff „zuerst".

Im Englischen heißt der Frühling spring. Dieses Wort gehört zu der nämlichen Wurzel wie unser neuhochdeutsches „springen" („Als alle Knospen sprangen"). Da spring jedoch außer „Frühling" und „Sprößling" auch „Ursprung", „Quelle", „Springbrunnen" bedeutet, so erscheint es noch fraglich, ob nicht auch dieses Wort auf den Beginn des Jahres hinweist. Die englischen Wörterbücher verzeichnen unter den mannigfachen Verdeutschungen von spring geradezu „Anfang".

Außer „Frühling" hat das Neuhochdeutsche noch das Wort „Lenz". Lautlich entspricht diesem „Lenz" das englisch lent, das jedoch nur in der Bedeutung „Fastenzeit" vorkömmt. Diese Bedeutung ist die ursprüngliche. Im Angelsächsischen lautet das Wort lenten oder lencten, und der März wird althochdeutsch mehrfach der lengizin-manoth — der Lenzenmonat — genannt. Jenes angelsächsische lencten und dieses althochdeutsche lengizin stammen von dem Eigenschaftsworte „lang". Ja es ist möglich, daß in den Nachsilben „ten" (lencten) und „zin" (lengizin) das verstümmelte „Zeit" steckt (althochdeutsch zît). Der Lenz

Digitized by Google

würde also ursprünglich die „lange Zeit“ (des Fastens nämlich) bedeuten; vergleiche die Bezeichnung „der lange Tag“ bei den Israeliten. Der schwärmende Lyriker, der in überschwänglichen Reimen verkündet, daß — —

„nun frei vom Eise der Strom erglänzt,
dieweil es wieder da draußen lenzt“ —

gebraucht sonach eine Vokabel, die, strenggenommen, beinahe das Gegenteil von dem ausdrückt, was er sagen will. Denn der neuerwachende Lenz, der unerschöpfliche Born rein menschlicher und poetischer Anregungen, ist ja nicht eine Fastenzeit für die Natur, nicht eine Epoche finsterer Selbstkasteiung, die der sehnsucht-erfüllten Kreatur „ze lanc“ wird, wie es bei den mittelhochdeutschen Dichtern heißt, sondern vielmehr jener flüchtige Liebestraum der Natur, dessen schnelles Verschwinden so wehmutstrüb von den Sängern aller Nationen beklagt wird.

Im Griechischen hieß der Frühling ear, im Lateinischen ver. Beide Wörter sind lautlich identisch, denn vor dem griechischen ear ist ein w ausgefallen, ganz wie z. B. vor oinos, das ursprünglich woinos lautete, und dem lateinischen vinum, deutsch „Wein“, entspricht. Das griechische ear sowohl wie das lateinische ver scheinen zum griechischen êri, früh, zu gehören, das nicht nur in Bezug auf die Tageszeit — vergleiche êrigeneia, die frühgeborne, das stehende Beiwort der Morgenröte bei Homer — sondern auch in Bezug auf die Jahreszeit angewandt wird. — Den gleichen Ursprung wie ear und ver hat auch das russische Wort

Digitized by Google

für Frühling: wessna. Das r ist häufig eine spätere Entwicklungsform des s. Vergl. gotisch raus, neuhochdeutsch „Rohr"; gotisch hausjan, neuhochdeutsch „hören"; gotisch mis, neuhochdeutsch „mir"; frühlateinisch honos, später honor ꝛc. ꝛc.

Es scheint sonach, daß sämmtliche Indogermanen ursprünglich den Frühling als den „Beginn" angeschaut haben, obgleich z. B. im späteren Griechenland das Kalenderjahr keineswegs mit dem Frühling begann; das der Athener vielmehr im Juli, das der Spartaner Ende September, das der Aeolier um Weihnachten.

Die romanischen Sprachen haben das lateinische ver — vielleicht nur wegen seiner lautlichen Dünnheit — fallen lassen, oder durch allerlei Verstärkungen zu ergänzen versucht. So heißt der Frühling auf italienisch und spanisch primavera, — strenggenommen eine Tautologie, da der Begriff prima (zuvörderst) schon in dem vera (lateinisch ver) enthalten ist. Der Franzose sagt etwas logischer printemps, lateinisch primum tempus, die früheste, erste Zeit.

„Sommer", althochdeutsch sumar, angelsächsisch sumor (was englisch mit Verdoppelung des m zu summer wird, ganz nach Analogie des Neuhochdeutschen), ist eine jener Vokabeln, die dem Sprachforscher keine gar zuverlässige Handhabe bieten.

Im Gotischen kommt das Wort nicht vor.

Mit „Sonne" hat „Sommer" durchaus nichts zu thun.

Die neuhochdeutsche Form könnte ja allerdings

Digitized by Google

etwa aus sonn-mar entstanden sein, ähnlich wie „Stimme“ aus stib-na; aber die Verdoppelung des m findet sich erst im Neuhochdeutschen; im Mittelhochdeutschen lautet das Wort sumer. So heißt es z. B. in einem (nicht ganz beglaubigten) Liede Walthers: Sumer, dû hâst manege güete, — (Sommer, du hast manche Güte, d. h. manchen Vorzug) — und ein Gedicht Ulrichs von Singenberg hebt mit den Worten an: Sumer unde sumerwünne — (Sommer und Sommerwonne).

Auf den ersten Blick hat es etwas Verlockendes, dieses mittelhochdeutsche sumer von einer Verbalwurzel sim- abzuleiten, die etwa „erzeugen“, „reifen“ bedeuten würde. Das Wort „Same“, das aus der Vergangenheitsform dieser Verbalwurzel gebildet wäre, stimmt, so scheint es, der Form wie der Bedeutung nach, trefflich.

Dem aber ist entgegenzuhalten, daß unser neuhochdeutsches „Same“, althochdeutsch samo, von dem Zeitwort „säen“, gotisch saijan, lateinisch serere kommt; daher denn das m in „Same“ nicht zu dem Stamm, sondern zur Ableitungssilbe gehört: Sa-me.

Sprachlich unanfechtbar dagegen ist die Ableitung von der gotischen Wurzel sam-, die sich in unserm neuhochdeutschen Zeitwort „sammeln“ wiederfindet.

Gotisch samana heißt „allesammt“, „zusammen“; sama-saivals bedeutet „einmütig“, „von gemeinsamer Seele“. Im Angelsächsischen findet sich ein Zeitwort somnian (für samnian), das „sammeln“ bedeutet. Der Sommer wäre hiernach die Zeit des Einsammelns, die Erntezeit; wie denn ja thatsächlich die Ernte der Feld-

Digitized by Google

früchte in den Sommer fällt, nicht in den Herbst, den wir nach stillschweigender Uebereinkunft als die Epoche des Einheimsens zu betrachten gewöhnt sind.

Uebrigens sei hier bemerkt, daß der begriffliche Inhalt, wie bei so vielen Wörtern, auch hier mit den Jahrhunderten wechselt. So bildet der Spanier von dem lateinischen ver (der Frühling) sein verano, das „Sommer" bedeutet.

Der lateinische Name für Sommer ist aestas. Das Wort gehört zu arere, altlateinisch asere, brennen, und bedeutet sonach „die heiße Jahreszeit".

Von dem gleichen Stamme kömmt das lateinische Wort aestus, das ebensowohl das brausende, wallende Meer als die lodernde Glut bedeutet.

Was folgern wir aus dieser Doppelbedeutung?

Daß die Wurzel as-, die dem Zeitwort arere, brennen, zu Grunde liegt, ursprünglich mit dem Begriff der Hitze wenig zu thun hatte.

In der That zeigt sich bei näherer Betrachtung, daß jene Wurzel as- lediglich das Aufwärtsbewegen bezeichnet. Sie ist die Vergangenheitsform einer Wurzel is-, deren Participialform us-, später ur-, lautet. Unsere Vorsilbe „ur-" in „Ursprung", „Ursache" ꝛc. — (die später abgeschwächte Form dieser Vorsilbe ist das heutige „er-" in „erstehen", „erklimmen" ꝛc.) — weist auf jenen Begriff des Emporsteigens zurück. Der uralte Name „Asia" gehört gleichfalls hierher; Asia bedeutet das Land, das nach Os-ten, nach Sonnenaufgang, liegt; unsere Vorfahren, die jenes Land bewohnten, hießen

Digitized by Google

die Ar=ier, und die Lichtgestalten, mit denen sie ihre Himmelshallen bevölkerten, waren die As=en.

Das lateinische Wort für Sommer — aestas — rührt jedoch ganz ohne Zweifel aus einer Epoche her, da der Lateiner mit dem Zeitwort arere nur den Begriff des Brennens verband und die Ableitung dieses Begriffes von dem Sich=aufwärts=bewegen (Lodern) bereits vergessen hatte.

Die Römer schauten also den Sommer aus dem Gesichtswinkel der sengenden Glut an.

Von dem lateinischen aestas stammen sämmtliche romanische Wörter für „Sommer", mit Ausnahme des oben erwähnten spanischen Wortes verano. So das französische été für esté, wie das Wort noch im Altfranzösischen lautet; so das neben verano gebräuchliche spanische estio, ursprünglich ein Eigenschaftswort, = sommerlich, wobei das Substantivum el tiempo, die Zeit, zu ergänzen ist. Der Italiener sagt la state, daneben jedoch està und estate.

Für manchen Leser klingt es gewiß überraschend, wenn er bei diesem Anlaß erfährt, daß unser Wort „Stiefel" eng mit dem lateinisch=romanischen Wort für Sommer zusammenhängt. „Stiefel" kömmt von dem lateinischen aestivale, sommerlich, und bedeutet zunächst eine leichte, der warmen Jahreszeit angemessene Fußbekleidung.

Das griechische Wort für „Sommer" heißt theros und hängt, wie das lateinische aestus, mit einer Wurzel zusammen, die „warm" bedeutet. Das griechische Eigen=

Digitized by Google

schaftswort thermos (wovon „Thermometer" = „Wärmemesser") heißt „warm".

Das russische „Sommer"-Wort (leto) weist auf die tödlichen Pfeile des arischen Sonnengottes, auf die Geschosse Apollons hin, die — vergl. den Anfang der Ilias — Seuchen und Pestilenz bewirken. Das lateinische letum (der Tod) und der griechische Name Leto (so hieß bekanntlich die Mutter Apollons, lateinisch Latona) stammen von der nämlichen Wurzel.

Wir kommen nunmehr zur dritten Jahreszeit.

Das neuhochdeutsche „Herbst" bedeutet genau dasselbe, was unsrer oben ausgesprochnen Vermutung zufolge „Sommer" bedeutet, nämlich die Zeit des Einsammelns, die Erntezeit.

Das lautlich entsprechende englische Wort harvest heißt ausschließlich die Ernte; zu Bezeichnung der Jahreszeit gebraucht der Engländer das romanische autumn.

„Herbst", englisch harvest, gehört zu einer Wurzel hrib-, oder mit einer häufig vorkommenden Lautversetzung hirb-, die soviel wie „greifen", „raffen" bedeutet. Vergleiche hierzu altnordisch hrifa, raffen, und hreifa, die Hand. Urverwandt mit diesem hirbsind das lateinische carpere, pflücken, sowie das griechische karpos, die Frucht, und karpein, pflücken. Dem griechischen k und dem lateinischen c entspricht regelmäßig im germanischen Sprachzweig der Hauchlaut h.

Niederländisch heißt der Herbst aust, was nicht etwa eine Zusammenziehung des Monatsnamens August ist — der Franzose gebraucht diesen Monatnamen (août)

Digitized by Google

sehr häufig im Sinn von Ernte — sondern, wie das altnordische haust, eine Zusammenziehung des germanischen Urworts für Herbst. Die Herauswerfung des r vor s entspricht einer Lautgepflogenheit der skandinavischen Sprachen, die sich auch im Niederländischen findet.

Der lateinische Ausdruck für Herbst ist autumnus. Das Wort, in seiner älteren Form auctumnus, gehört zu dem Stamme aug-, wovon augere, vermehren, bereichern. Dem entsprechend stellte der Römer den Herbstgott Autumnus mit einem Füllhorn dar. Der Lateiner betrachtete also den Herbst vom Standpunkt des Aufspeicherers, des Kapitalisten; der Germane dachte mehr an die Obliegenheiten des Sammelns; er nahm den Standpunkt des Arbeiters ein. Diese Verschiedenheit läßt sich noch heute in der Veranlagung beider Volksstämme nachweisen. Der Deutsche lebt vorzugsweise von der Hand in den Mund; er verausgabt leicht. Der Franzose dagegen, der Italiener hält das Erworbene ängstlich zusammen; er begeht keine Exceſſe, die Geld kosten, vornehmlich keine Exceſſe im Trinken; er wird mit der Zeit Kapitalist, — wenn auch im Kleinen. Frankreich ist das Land der Zweitausendfrank-Rentiers. Die italienischen Arbeiter, die im Ausland beim Straßen- und Eisenbahnbau beschäftigt werden, legen Zehnpfennigstück auf Zehnpfennigstück, und bringen Dutzende von Goldkronen heim: augeo, ich vermehre.

Von dem lateinischen Wort autumnus stammt das italienische autunno, das spanische otoño, das portu-

Digitized by Google

gieſiſche otonho, das franzöſiſche automne, das engliſche autumn.

Es iſt gewiß nur ein Zufall, aber ein immerhin merkwürdiger Zufall, daß der Engländer, der für die übrigen Jahreszeiten die germaniſche — angelſächſiſche — Bezeichnung beibehielt, für die Epoche des Einheimſens das romaniſche Wort entlehnte. Im Punkte nämlich der Kapitaliſierungstalente hat er weit mehr mit dem Franzoſen als mit dem Deutſchen gemein.

Das griechiſche Wort lautet opora, — ein buchſtäbliches Gegenſtück zu unſerem „Frühjahr“; denn opora iſt zuſammengeſetzt aus op-, was ſoviel bedeutet wie „ſpät“, „hinten“, „nach“, und hora, die Jahreszeit. (Auch das lateiniſche hora, die Stunde, hieß urſprünglich ſoviel wie Jahreszeit.) Der Sprachgebrauch verſtand jedoch unter opora nicht das „Spätjahr“, ſondern den Frühherbſt, die Wochen vor Eintritt des Blätterfalls.

„Winter“, gotiſch vintrus, engliſch winter, iſt die „windige, ſtürmiſche Jahreszeit“.

„Winter“ kömmt von der gleichen Wurzel wie unſer Wind, gotiſch vinds, lateiniſch ventus, Wörter, die ihrerſeits wiederum Ausgeſtaltungen einer Wurzel ve- oder vai- ſind. Dieſe Wurzel ve- oder vai- bedeutet ſich bewegen, wehen; der Wind „weht“. Auch unſer neuhochdeutſches Zeitwort „winden“, das urſprünglich eine wechſelnde Bewegung bedeutet, gehört zu der Wurzel ve- und iſt nur eine vollere Ausbildung derſelben, dergeſtalt, daß ſich „winden“ zu „wehen“ verhält wie „fangen“ zu „fahen“. Das lateiniſche Wort

Digitized by Google

lautet hiems, das griechische cheimon. Beide entstammen der Wurzel hi-, he- oder chi-, che-, die soviel wie „gießen", „schütten" bedeutet, und mit dem gotischen giu-tan, althochdeutsch giu-zan, neuhochdeutsch gie-ßen urverwandt ist. Der Winter ist also nach griechisch-lateinischer Anschauung die Zeit der Niederschläge, der Güsse, die Regenzeit. Das griechische cheimon bedeutet übrigens nicht nur Winter, sondern auch Sturm- und Regenwetter; ja es wird bildlich gebraucht, wie wir von den „Stürmen" des Lebens sprechen oder dem „Ungewitter" der Schlachten, wo es Geschosse „regnet". Das russische simo (Winter) scheint von der nämlichen Wurzel zu kommen. Es verhält sich zu cheimon wie griechisch e-sechon oder e-s'chon (ich hatte) zu hecho oder echo (ich habe). Das griechische h entspricht hundertfältig dem s-Laute im Lateinischen, Gotischen, Slavischen.

Von dem lateinischen hiems stammt das Eigenschaftswort hibernus = winterlich. Dies Eigenschaftswort ist die Quelle, aus der die romanischen Sprachen ihre Bezeichnung des Winters schöpfen. Man hat (wie bei verano, vergl. oben) ein Hauptwort — die Zeit — dabei zu ergänzen. So sagt der Italiener inverno, der Franzose hiver, der Spanier invierno.

Aus der Betrachtung der „Winter"-Bezeichnungen ergiebt sich die Thatsache, daß dem germanischen Zweig der Arier vornehmlich das Tosen und Sausen der Windsbraut charakteristisch für diese Jahresperiode erschien, während die Gräco-Italiker mehr die Unbill der Nässe und des

Digitized by Google

Beſchneitwerdens im Auge hatten. Der Schnee war für die Süd-Europäer in der That von jeher der Gipfelpunkt alles Unwirtlichen. Der lateiniſche Dichter Horaz weiß keine beſſere Folie für den behaglichen Zechgenuß am ſcheiter-gefüllten Herd, als den ſchnee-bedeckten Soracte. Die Germanen waren vertrauter mit dieſer Naturerſcheinung. Ihre myſtiſch veranlagte Phantaſie beſchäftigte ſich weit nachhaltiger mit den Götterſtimmen, die ſie im Brauſen des Sturmes vernahmen, wenn er die tauſendjährigen Buchen und Eichen ſchüttelte. Ganz im Geiſt des Germanentums empfindet daher Richard Wagner, der uns nicht das Zergehen des Schnees (Horaz: Diffugere nives . . .), nicht das Schmelzen des Eiſes als den Kern altgermaniſcher Lenzſtimmung hervorkehrt, ſondern voll Jubel die Worte ſingt: „Winterſtürme wichen dem Wonnemond."

Digitized by Google

Das Gotische.

Das erste Kapitel des vorliegenden Buches hat die Frage: „Verstehen wir Deutsch?“ ehrlich mit Nein beantwortet, und des breitern dargethan, warum ein volles Verstehen selbst für den größten Gelehrten der Welt unmöglich ist. Möglich ist nur ein Verstehen bis zu einem gewissen Grade. Unsre Gebildeten bleiben indes hinter dem für sie erreichbaren und wünschenswerten Grade erheblich zurück. Weshalb? Weil unsre Schulen — selbst die höheren — das Altgermanische in sträflicher Weise vernachlässigen. Das Gotische und seine Bedeutung für unser Sprachverständnis und Sprachgefühl sei der Gegenstand der hier folgenden Auseinandersetzung.

Wie es vor dem Kriege von 1870 in gewissen Kreisen Frankreichs üblich war, sich die Deutschen zwar wissenschaftlich begabt, sonst aber ungenießbar vorzustellen, gleichsam als Bierphilister im Schlafrock, zechend und Sauerkraut essend, rundglasige Brillen tragend, Hegel studierend und ewig aus endlosen Pfeifen qual-

Digitized by Google

mend —: so waren auch die Vorstellungen der Griechen und Römer von den alten Germanen höchst einseitig, unvollkommen und lächerlich.

Selbst Tacitus, der in seiner „Germania" gewissen Eigenschaften der Deutschen, namentlich ihrer Sitteneinfalt, Treue und Biederkeit, alle nur wünschenswerte Gerechtigkeit widerfahren läßt — freilich mit der etwas gar zu greifbaren Absicht, seinen verderbten römischen Landsleuten den Spiegel vor's Antlitz zu halten — ist doch im Grund seines Herzens von der unendlichen Ueberlegenheit Roms tief durchdrungen. Man wird das Gefühl nicht los: Tacitus hegt vollkommen die Meinung, die Joseph Viktor von Scheffel ihm zuschreibt: „Sie liegen auf Bärenhäuten und trinken immer noch eins." In der Anschauung Roms verhielten sich diese Chauken, Cherusker und Hermunduren zu den Bürgern des Weltreichs wie die Indianerstämme zu den civilisierten Staaten Amerikas; das heißt, sie waren ein Ur- und Naturvolk ohne geistige Hilfsquellen, ohne Geschichte, ohne Entwicklung, das vielleicht nur in zwei Punkten den Keim einer höheren Veranlagung zeigte: in der bevorzugten Stellung nämlich, die es den Frauen einräumte, und in der kraftvollen Einfachheit seines Götterglaubens. Die germanischen Edelinge, die nach Rom auf die hohe Schule kamen, um sich dort griechisch-lateinische Bildung und gründliche Kenntnis des römischen Militärwesens anzueignen — Hermann, der Sieger vom Teutoburger Walde, war seiner Zeit bekanntlich als Freiwilliger in römischen Diensten gewesen; desgleichen sein Schwieger-

Digitized by Google

vater Segest — erschienen den Römern als glänzende Ausnahmen von der Regel; etwa so, wie uns vor zwanzig Jahren die jungen Japaner vorkamen, die nach Paris und Berlin gingen. Höchstens den deutschen Grenzländern traute man eine gewisse Uebertünchtheit des Wesens zu; so den Sigambrern und Chatten, die mit den Römern vielfache Tausch- und Handelsbeziehungen unterhielten; wie denn z. B. die römischen Weinreisenden die ganze heutige Provinz Hessen-Nassau absuchten und dem altgermanischen Bier — einem „zur Aehnlichkeit des Weins herangekünstelten Gerstengebräu", wie Tacitus sagt — energisch den Krieg erklärten.

Gleichwohl steht fest, daß die Geistesbildung der deutschen Stämme, selbst derer, die mit den Römern kaum in Berührung kamen, sehr erheblich über das von den römischen Geschichtschreibern angenommene Maß emporgeragt haben muß.

Ein Beweis hierfür, der alle andern Beweise unnötig macht, ist die hohe Entwicklungsstufe der gotischen Sprache, der ältesten deutschen Mundart, von der uns Denkmale überkommen sind.

Freilich rührt das wichtigste dieser Denkmale, die unvergleichliche Bibelübersetzung des Ulfilas, erst aus dem vierten Jahrhundert her; aber die Sprache, die wir in diesem Meisterwerk kennen lernen, zeigt eine so wunderbare Vollendung — sowohl in der Prägung aller grammatikalischen Formen, wie in der Fähigkeit, die Begriffe bis in die feinsten Unterschiede hinein abzuschatten —, daß man nach allen sprachgeschichtlichen

Digitized by Google

Analogien voraussetzen muß, diese Vollkommenheit sei mit geringen Veränderungen schon im ersten Jahrhundert nach Christo erreicht gewesen.

Im Altertum waren ein paar Jahrhunderte für die Entwicklung der Sprache von weit geringerem Belang als im Mittelalter, wo das ungeheure Chaos der Völkerwanderung Reibungen, Abschleifungen und Vermischungen im Gefolge hatte, von welchen damals noch nicht die Rede sein konnte.

Daß die Germanen schon vor Beginn jener Epoche, die wir als Völkerwanderung bezeichnen, ihre Wohnsitze wechselten, kann mit den späteren Wirrnissen nicht parallel gestellt werden.

Auch zeigt die gotische Sprache zur Zeit des Ulfilas kaum eine nachweisbare Spur der Beeinflussung durch fremde Idiome, mit Ausnahme einiger weniger Haupt- und Zeitwörter, die aus dem Griechischen und Lateinischen stammen. Die Goten hatten zur Zeit der Ulfilas-Uebersetzung längst ihre alte Heimat an den Gestaden der Ostsee verlassen und die Wohnsitze in Mösien bezogen, die der oströmische Kaiser dort ihnen angewiesen. Sie befanden sich also in Beziehungen zu der oströmischen Kultur, deren Medium das Griechische war, und zur lateinischen. Die Notwendigkeit des Eindringens der eben erwähnten Haupt- und Zeitwörter in das Gotische läßt sich unschwer begreifen. Gerade der Uebersetzer der Bibel mußte versucht sein, gewisse griechische und lateinische Wörter, für die den Goten zur Zeit ihres Heidentums die entsprechenden Dinge fehlten, einfach herüberzunehmen.

Digitized by Google

Beispiele hierfür sind: griechisch apostolos, gotisch apaustaulus, deutsch Apóstel; griechisch aggelos, gotisch aggilus, deutsch Engel*); griechisch pentekoste, gotisch pentekuste, deutsch Pfingsten; griechisch ekklesia, lateinisch ecclesia, gotisch aikklesjo (die Kirche).

Abgesehen von diesen und ähnlichen Wörtern ist das Gotische, wie es uns in der Bibelübersetzung des Ulfilas vorliegt, eine durchaus reine, homogene, nach übersichtlichen Formen und Lautgesetzen entwickelte Sprache, die nur von einer klar denkenden, geistig gebildeten Nation geschaffen sein konnte, von einer Nation, die eine künstlerisch wertvolle Litteratur besaß, mochte dieselbe auch nur in lyrischen und epischen Dichtungen bestehen und sich ausschließlich von Mund zu Mund fortpflanzen. Diese gesammte früh-gotische Litteratur ist uns verloren gegangen; aber ein Blick in das Werk des gewaltigen Uebersetzers giebt uns die feste Gewißheit, daß sie einst existiert hat.

Die Bibelübersetzung des Ulfilas ist für jeden gebildeten Deutschen ein Werk von höchstem Interesse, das erste uns überkommene Denkmal germanischer Mundart und germanischen Geisteslebens, und gleichzeitig ein Monument, in welchem uns eine so große und starke und kerndeutsche Persönlichkeit greifbar entgegentritt, daß man gewiß nicht zu viel sagt, wenn man den

---

*) Das „gg“ in dem griechischen aggelos und dem gotischen aggilus ist zu sprechen wie das „ng“ in dem lateinischen angelus und in dem deutschen „Engel“.

Digitized by Google

Meister dieser unsterblichen Sprachthat als den gotischen Luther bezeichnet.

Die unpatriotisch-geringe Beachtung, die das Gotische auf unseren Gymnasien und sonstigen höheren Schulen erfährt, steht leider nicht im Verhältnis zu der Summe von Arbeitskraft, die auf das Studium der altklassischen Sprachen verwandt wird. An rein formaler Bildungskraft würde das Studium des Gotischen mit dem des Lateinischen wetteifern können, während es für die Entwicklung des Nationalgefühls und für das innere Verständnis der neuhochdeutschen Muttersprache geradezu Unersetzliches leistet. — Wie die Dinge jetzt liegen, fehlt unserer Jugend die Zeit für ein gründliches Eindringen: aber sich wenigstens oberflächlich mit dem Charakter dieser ältesten deutschen Sprache bekannt zu machen, sollte doch niemand versäumen, der eine wahrhaft nationale Bildung erstrebt. Wann endlich wird in den Schulen Deutschlands das Deutschtum eine ähnliche Rolle spielen wie das Hellenentum in den Schulen von Hellas?

Was die gotische Sprache — mehr noch als etwa das Althochdeutsche — im Vergleich mit unserer neuhochdeutschen Schriftsprache so vorteilhaft auszeichnet, das ist die Fülle des Wohllauts, hervorgerufen durch das entschiedene Vorwalten der starken Vokale a und u, der starken Diphthonge ai und au, sowie durch die Abwesenheit unschöner Konsonantenhäufungen. Die gotische Sprache bekommt so, rein musikalisch gefaßt, Aehnlichkeit mit den beiden volltönigsten Sprachen der Gegenwart,

Digitized by Google

dem Spanischen und dem Schwedischen, denen sich in gewisser Entfernung das Italienische anreiht.*)

Als Beispiel dieser gotischen Lautfülle diene der nachstehende erste Vers aus dem dritten Kapitel des heiligen Markus:

Jah galaith aftra in synagôgên; jah vas jainar manna gathaúrsana habands handu.

In der neuhochdeutschen Bibelübersetzung Martin Luthers lautet das:

„Und er ging abermal in die Schule. Und es war da ein Mensch, der hatte eine verdorrte Hand."

Wenn man sich diese gotischen Zeilen laut liest, so wird man lebhaft an die gewaltige Sprache Homers denken. Prüft man die einzelnen Wörter, so erkennt man alsbald, daß man Deutsch vor sich hat. Die meisten der hier vorkommenden Wortstämme sind sogar in unserer allermodernsten Sprache noch vorrätig. Jah in der Bedeutung „und" ist freilich verloren gegangen;

*) Im Italienischen wuchert bereits in störender Weise der i-Laut, der bekanntlich im Neugriechischen wahre Orgien feiert und die Konversation der modernen Hellenen fast zum Gepiepe macht. Ganz eigentümlich ist der e-Reichtum des Magyarischen. In einem längeren ungarischen Aufsatz kamen auf 1200 Vokale nicht weniger als 480 e. Man betrachte z. B. folgende ungarische Verbalformen: **kételkedétek** (ihr zweifeltet), **kételkędendem** (ich werde zweifeln), **kételkedjenek** (sie zweifeln, conj.); oder Wendungen wie: **kedves feleségének** (von Ihrer lieben Frau). Das Neuhochdeutsche kann hiermit wetteifern: „Helene Weber gedenkt des Bestrebens jenes edelsten Menschen, der je Dresdens belebte Wege betreten."

Digitized by Google

galaith aber kommt von galeithan, das wir noch in der Form „geleiten", einen „begleiten", „führen" (das heißt: gehen machen), besitzen; aftra, niederdeutsch und englisch after, heißt „nachher", „nochmals", „ein zweites Mal"; in synagôgên = in die Synagoge; — jah vas = und (es) war; jainar (dort) gehört als Ortspartikel zu dem Worte jains, neuhochdeutsch „jener"; also wörtlich: an jener Stelle; manna = ein Mensch (Mann); gathaúrsana habands handu — wörtlich: „gedörrte habend Hand"; das heißt: „der eine verdorrte Hand hatte."

Ja, es lassen sich gotische Sätze finden, bei denen sich sämmtliche Wörter lautlich wie inhaltlich mit den entsprechenden neuhochdeutschen decken. So lautet die allbekannte Bibelstelle: „Siehe, ich sende meinen Engel vor dir her" bei Ulfilas folgendermaßen: Sai, ik insandja aggilu mainana faúra thus. Das heißt, Silbe für Silbe ins Neuhochdeutsche übertragen: „Siehe, ich entsende Engel meinen vor dir."

Selbst der sprachlich unerfahrenste Leser bedarf hier keiner weiteren Erläuterung; höchstens könnte man darauf hinweisen, daß in dem Worte thus das s unserem neuhochdeutschen r entspricht — eine lautliche Parallele, die im Gotischen sehr gewöhnlich ist; z. B. mis = mir; raus = Rohr; hausjan = hören. (Vergl. S. 27.)

Ein weit größerer Unterschied als zwischen den Stammsilben der gotischen und der neuhochdeutschen Sprache findet sich, wie der Leser schon aus den vorstehenden Beispielen entnehmen kann, in den soge-

Digitized by Google

nannten Flexionssilben. Man bemerke den Abstand zwischen insandja und entsende, zwischen meinana und meinen. Im Gotischen das volltönige a, im Neuhochdeutschen das schwächliche e. Der Deutsche dekliniert: die Gabe, der Gabe, der Gabe, die Gabe; Mehrzahl: die Gaben u. s. w. Wie völlig anders war das im Gotischen! Hier findet sich statt der Einförmigkeit unseres neuhochdeutschen e eine geradezu majestätische Fülle. Der Gote des vierten Jahrhunderts deklinierte das Wort „Gabe" — gotisch giba — wie folgt: Einzahl: giba, gibôs, gibai, giba; Mehrzahl: gibôs, gibô, gibôm, gibôs! All diese volltönigen Endungen, die noch im Althochdeutschen größtenteils ihre Analoga hatten, sind nunmehr seit nahezu tausend Jahren verloren gegangen!*)

Das Gotische war die gemeinsame Sprache sämmtlicher Ostgermanen — der Goten, Gepiden, Heruler, Vandalen ꝛc. Diese Völkerschaften hatten ursprünglich die weiten Gebiete zwischen dem Kaspischen Meere und der Ostsee inne und drangen dann später nach den Südostprovinzen des römischen Reiches vor. Es waren die Goten im engeren Sinne, die hier zunächst mit den Römern in Kollision gerieten. Schon damals zerfielen sie in zwei Hauptstämme: die West- und Ostgoten. Unter den Westgoten, die da zum Teil be-

*) Das Schwedische, das von einer gleichberechtigten Schwester des Gotischen, dem Altnordischen, abstammt, hat die ursprüngliche Fülle im wesentlichen noch beibehalten; z. B. flicka (Mädchen), Mehrzahl flickor.

Digitized by Google

reits Christen waren, wirkte nun Ulfilas vierzig Jahre als Aipiskaupus (Bischof). Seine Geburt fällt in das Jahr 311. Es scheint, daß er in seiner Jugend am Hof von Byzanz war und dort vielleicht erst die Taufe empfing. Während der ersten sechs oder sieben Jahre seiner kirchlichen Thätigkeit ward ihm seitens der westgotischen Staatsregierung nichts in den Weg gelegt. Dann aber setzte der König Athanarich eine Christenverfolgung in Scene, die für Ulfilas und die Mehrzahl seiner westgotischen Glaubensgenossen Veranlassung ward, nach der römischen Provinz Mösien auszuwandern, wo der christliche Kaiser Constantius den Verfolgten bereitwillig Wohnsitze anwies (355 nach Christo). Mösien reichte im Norden bis an die Donau, im Westen bis an die Provinz Illyrikum. Dort also, wo jetzt vorwiegend slavische Stämme hausen, ist das erste gewaltige Sprachdenkmal deutscher Nation entstanden, die gotische Uebersetzung der heiligen Schrift.

Schon vor dieser weltgeschichtlichen Leistung und vor seiner Weihung zum Bischof hatte Ulfilas unter den Seinen umfassend gewirkt, und zwar nicht nur als Geistlicher, sondern vorab auch als Förderer allgemeinmenschlicher Bildung und Wissenschaft. So wird uns berichtet, daß er das Griechische und Lateinische ebenso mustergültig beherrschte wie seine Muttersprache, daß er in beiden fremden Idiomen predigte, Vorlesungen hielt und gelehrte Abhandlungen veröffentlichte. Auch scheint er vielfach ins Griechische und Lateinische übersetzt zu haben. Die Originale dieser griechischen und

Digitized by Google

lateiniſchen Ueberſetzungen müſſen wohl gotiſch geweſen ſein, was zu der oben geäußerten Annahme einer gotiſchen Litteratur ſtimmt.

Wie allgemein angeſehen Ulfilas in der ganzen chriſtlichen Welt geweſen iſt, dafür zeugt auch der Umſtand, daß ihn der Kaiſer als perſönlichen Ratgeber in einer wichtigen Religions-Angelegenheit nach Konſtantinopel berief. Dort (im Sommer des Jahres 383) ward Ulfilas krank und ſtarb, ſiebzig Jahre alt.

Die Bibelüberſetzung des Ulfilas umfaßte aller Wahrſcheinlichkeit nach die Geſammtheit der heiligen Schriften. Die oft wiederholte Fabel, er habe das Buch der Könige deshalb unüberſetzt gelaſſen, weil er gefürchtet habe, ſeine Weſtgoten durch den kriegeriſchen Inhalt dieſer Bücher noch kriegeriſcher zu machen, iſt eben nur eine Fabel. Gegenwärtig beſitzen wir allerdings nur noch die Hälfte des Werkes, und zwar erſt ſeit vergleichsweiſe kurzer Zeit. Im neunten Jahrhundert waren noch Exemplare der Ulfilas-Ueberſetzung vorhanden; dann aber verſchwinden ſie ſpurlos, bis der weltberühmte Codex argenteus, die Silberne Handſchrift, die ſich gegenwärtig in der Bibliothek zu Upſala in Schweden befindet, im ſechzehnten Jahrhundert entdeckt und alsbald als die längſt verloren geglaubte Ulfilas-Ueberſetzung erkannt wurde. Die Geſchichte dieſes Codex argenteus gehört jetzt zum Allgemeingut aller Gebildeten. Die Handſchrift wurde von ihrem Fundort — Werden an der Ruhr — mit Rückſicht auf die unruhigen Zeiten nach Prag gebracht, fiel dort

Digitized by Google

bei der Eroberung der Stadt durch Königsmark in die Hände der Schweden, kam nach Stockholm, von dort nach Holland, und wurde schließlich von dem schwedischen Reichsgrafen de la Gardie wiederum angekauft. Der Graf ließ das kostbare Dokument in Silber binden und schenkte es der Hochschule von Upsala.

Ebenso bekannt ist die Ausstattung dieses Codex. Neuere Litteraturgeschichten bringen getreue Nachbildungen einzelner Seiten. Der ganze Codex ist auf dunkelrotes Pergament mit silbernen Buchstaben geschrieben; an gewissen hervorragenden Stellen wird das Silber durch Gold ersetzt. In der That ein würdiges, aber durchaus nicht zu anspruchsvolles Gewand für das erste große litterarische Denkmal des jungen Germanentums.

Wie zahlreich die gotischen Wortstämme sind, die noch jetzt bei uns fortleben, das erhellt aus dem nachstehenden kleinen Experiment.

Greifen wir aus den Dingen unserer nächsten Erfahrung einzelne beliebig heraus, so werden wir, da es sich hier meist um Konkretes handelt, fast jedesmal auf ein Wort stoßen, das schon im Gotischen vorkommt.

Himmel und Erde lauten z. B. im Gotischen himins und airtha; Sonne und Mond sunnô und mêna; Vater und Bruder fadar und brothar. Das Schwein heißt svein, der Vogel fugels, das Füllen fula, das Lamm lamb, der Hahn hana, der Fisch fisks, die Taube dubo, der Wurm vaurms, der Hund hunds, der Wolf vulfs, der Widder vithrus. Auch die Körperteile haben ihre

Digitized by Google

Nomenklatur kaum verändert. Das Auge heißt augo, der Mund munths, das Knie kniu, die Hand handus, das Herz hairto, der Hals hals, das Kinn kinnus, der Arm arms, der Fuß fotus. Der Gote trug Gewänder aus Wolle (vulla), baute sein Korn (kaurn), mähte sein Gras (gras), liebte sein Land (land), fuhr im Schiff (skip) über das Meer (marei), trotzte im Winter (vintrus) bei Tag (dags) und bei Nacht (nahts) dem Schnee (snaivs) und der Flut (flodus) und zagte weder in Not (nauths) noch in Tod (dauthus).

Wir sollten unseren herrlichen Ulfilas, der uns über so manches Rätsel des Neuhochdeutschen die Augen öffnet, als ein kostbares Vermächtnis deutscher Vergangenheit hegen und pflegen, wie die Griechen ihren Homeros hegen und pflegen bis auf den heutigen Tag!

Digitized by Google

„Ich werde schlagen."

Längst Gewohntes erscheint uns selbstverständlich. Dies ist so wahr, daß ein bekannter Ausspruch versichert, die Verwunderung sei der Anfang aller Philosophie.

Die Thatsache, daß der Apfel vom Baum zur Erde fällt, ist für den „gesunden Menschenverstand" kein Problem. Erst die Wissenschaft, die denkende Betrachtung der Dinge, ward sich der Problemhaftigkeit dieses Faktums bewußt, forschte, prüfte und kam so dem Gravitationsgesetz auf die Spur.

Ganz ähnliche Vorkommnisse finden sich auch im Gebiete der Sprachforschung. Es giebt hier Dinge, die nach Erklärung schreien, sobald man das Messer der Untersuchung ansetzt. Gleichwohl nimmt sie der „gesunde Menschenverstand" in der Meinung hin, das müsse so sein, und das Gegenteil sei ebensowenig denkbar wie die Möglichkeit, daß der Apfel vom Baume hinauf in den Mond falle.

Ein überraschendes Beispiel dieser Art ist die Zukunftsform unserer Zeitwörter.

Digitized by Google

„Ich werde schlagen."

Solange wir uns nicht mit der Logik verfeinden wollen, müssen wir einräumen, daß diese Bildung, wie sie jetzt vorliegt und wie sie in unseren Schulgrammatiken konstruiert und erläutert wird, einen vollkommenen Unsinn bedeutet.

Die Grammatiker sagen nämlich:

„Man bildet die Zukunft dadurch, daß man zu der Nennform (dem Infinitiv) des betreffenden Zeitworts — hier also ‚schlagen' — die Gegenwartsform ‚ich werde' setzt."

„Ich werde" bedeutet nun, seit das Wort existiert, genau soviel wie „ich verwandle mich nach und nach" — und was dann kommt, das bezeichnet das Ding, in welches ich mich verwandle; z. B. „ich werde Leutnant" oder „ich werde blaß" (d. h. ein Blasser).

Da die Nennform „schlagen" jedoch eine Thätigkeit oder ein Handeln bezeichnet, so ist die Verknüpfung dieser Nennform mit dem Zeitwort „ich werde" logisch unhaltbar.

Ich kann nicht zu einer Thätigkeit werden; ich kann mich nicht in ein Wirken verwandeln, sondern höchstens in einen Wirkenden. Ich kann ein Schlagender werden, sobald ein Unverschämter mich reizt; aber ich kann mit aller Kraft meines Wollens nicht die Handlung des Schlagens werden.

Daß ein so augenscheinlicher Verstoß gegen die Logik nicht sofort peinvoll empfunden wird, sondern erst dargethan werden muß, liefert den besten Beweis für

Digitized by Google

die oben behauptete Macht der Gewohnheit, die uns auch gegen das Sonderbarste vollkommen abstumpft.

Wie aber läßt sich nun dieser sprachliche Widersinn auflösen und erklären?

Sehr einfach und zugleich sehr beschämend für die Oberflächlichkeit unseres Schulunterrichts.

Dies „schlagen" nämlich in der Zukunftsform „ich werde schlagen" ist gar nicht der Infinitiv, sondern eine Verstümmelung von „schlagend".

Die Gegenwartsform „ich schlage" läßt sich auch in die Fassung bringen „ich bin schlagend"; wie denn ja in der That das Englische mit einer bestimmten Abschattung neben der Gegenwartsform I beat auch die Gegenwartsform I am beating kennt, die wörtlich dem Deutschen „ich bin schlagend" entspricht. Die Zukunftsform verwandelt nun den Begriff des Schon-vorhandenseins in den des Werdens. Wer da sagt: „Ich werde schlagend", der drückt zunächst aus, daß die Verwandlung aus dem Zustande des Nicht-Schlagens in den des Schlagens bei ihm jetzt eben beginnt. Die Form, „ich werde schlagend" — modern „ich werde schlagen" — drückt also eine sehr naheliegende Zukunft aus.

Das leuchtet ein.

Aber — so wird man fragen — wo sind die Beweise für diese Genesis?

Nun, die finden sich klar und deutlich schon in der ältesten Form deutscher Sprachgestaltung.

Das gotische Zeitwort vairthan, das dem Laut wie der Bedeutung nach unserem „werden" entspricht,

Digitized by Google

wird ebenfalls schon zur Bildung der Zukunftsform angewendet, aber dabei nicht, wie dies scheinbar im Neuhochdeutschen geschieht, mit dem Infinitiv, sondern mit dem Participium der Gegenwart konstruiert. So heißt es in der Bibelübersetzung des Ulfilas (Ev. Joh. 16, 20): saurgandans vairthith; in modernem Schriftdeutsch „ihr werdet sorgen"; buchstäblich übersetzt „ihr werdet sorgend oder Sorgende"; denn saurgandans ist die Participialform des Zeitworts saurgan = sorgen, betrübt sein, weinen.

Sehr früh schon ist allerdings der deutschen Sprache das Bewußtsein dieser Participialform abhanden gekommen, wie denn überhaupt die scharf ausgeprägten Wortmünzen im Gebrauche sich abschleifen.

Eine ganz ähnliche Abwerfung des Particip-al-d findet sich in dem Worte „der Morgen" („an zwei, drei Morgenden" heißt es noch volkstümlich und „der morgende Tag" ist schriftdeutsch), während „der Abend" (= der sinkende, ebbende, abgehende Tag) dies d noch behalten hat. „Abend" ist nämlich das Gegenwarts-Particip eines Zeitworts aben, welches zu „ab" (hinab, weg) gehört und mit „eben" und „Ebbe" verwandt ist.

Die Bildung der Zukunftsform durch die Verknüpfung des Gegenwarts-Particips mit einem Worte wie „werden" findet sich übrigens annähernd schon im Lateinischen, wo z. B. die Zukunftsform des Wortes amare (lieben) ama-bo (gleichsam amans-bo) lautet; amans aber heißt „liebend", und bo gehört zu einem Stamm bu-, fu-, der „entstehen" bedeutet.

Digitized by Google

Während die Schule nun irrtümlich lehrt, die deutsche Zukunftsform sei mit dem Infinitiv und einem Hilfszeitworte gebildet, lehrt sie andererseits ebenso irrtümlich, das Französische habe — im Gegensatz zu dem Deutschen — eine gleichsam positive, unmittelbar durch Endungen, nicht durch Hilfszeitwörter gebildete Zukunftsform: je frappe = ich schlage; je frapperai = ich werde schlagen.

In Wirklichkeit verhält es sich so, daß der Infinitiv, der — auf Grund der vorstehend gebrachten Erörterungen — im Deutschen als Bildner der Zukunftsform abgelehnt werden muß, im Französischen, wie in allen romanischen Sprachen, seiner Form sowohl wie seinem vollen Begriffe nach thatsächlich vorwaltet.

Das ai in je frapperai ist nicht Endung, sondern lautlich wie inhaltlich die Gegenwartsform des Zeitworts avoir, „haben". Je frapper-ai bedeutet also genau soviel, wie j'ai frapper, wofür der Franzose jetzt j'ai à frapper sagen würde; „ich habe zu schlagen", ich habe das Schlagen gleichsam als eine mir bevorstehende Aufgabe.

Das Nämliche gilt, wie gesagt, von allen übrigen romanischen Sprachen; italienisch: parler-ò (ich werde sprechen), spanisch: pedir-é (ich werde fordern) u. s. w., wo das ò und é dem französischen ai entspricht.

Daß dieses ò, é und ai thatsächlich keine „Endungen", sondern das Zeitwort „ich habe" sind, dafür liefert die altspanische Sprache und gegenwärtig noch das Portugiesische den klarsten Beweis. Dort wird das vom

Digitized by Google

Zeitwort abhängige Pronomen zwischen den Infinitiv und die scheinbare Endung eingeschoben. Während also der Franzose z. B. sagt: je leur donnerai (ich werde ihnen geben), sagt der Portugiese gleichsam: je donner-leur-ai, nämlich: eu dar-lhes-hei statt des zu erwartenden eu lhes darei. Hier sieht man zugleich das Wiederauftreten des ursprünglichen h; denn „ich habe" heißt portugiesisch eu hei, italienisch io ho, spanisch yo he, und nur in der Verschmelzung mit dem Infinitiv des Zeitworts ist dieses h verloren gegangen.

Die letzten Bemerkungen führen uns auf ein Thema, das hier — wenn nicht erörtert — doch wenigstens ganz flüchtig gestreift sei.

Wie mit dem ai der französischen Zukunftsform, dem ò der italienischen, dem é der spanischen ꝛc., verhält es sich überhaupt mit sämmtlichen Endungen aller Zeitwörter in allen Sprachen, ja mit den Endungen überhaupt.

In dem Sinne unserer Durchschnittsgrammatiker giebt es gar keine Endungen.

Alle Endungen sind vielmehr ursprünglich selbständige Wörter — Begriffe, die im Lauf der Jahrhunderte allmählich verblaßt sind.

So ist sogar das schwachtönige und körperlose te, die Silbe, mit welcher wir die Vergangenheitsform der sogenannten regelmäßigen Zeitwörter bilden (ich nähre, ich nährte), ursprünglich die Vergangenheitsform des Zeitworts „thun". „Ich nähr-te" heißt buchstäblich „ich nähren that", gotisch nasida, in der Mehrzahl

Digitized by Google

nasidêdum = wir nähren thaten.*) Ueberraschenderweise findet sich diese Bildung der Vergangenheitsform noch unverstümmelt in zahlreichen Dialekten. So sagt der Pfälzer: „Das Kind, wo (welches) ich nähre that." Die Form „nährte" ist dem Dialekt fremd.

Daß Endungen wie das substantivische „heit" und „tum" in „Schönheit" und „Reichtum" nicht ganz leer an Begriff sind, ahnen wir noch zur Noth; daß aber selbst so unscheinbare Laute wie das genitivische es in „des Mann=es" oder das dativische e in „dem Mann=e" ursprünglich besondere Worte waren, denen ein Gedanke, eine Vorstellung, ein Bild entsprach, das muß uns die Sprachforschung erst ausdrücklich betonen, wenn es ihr auch nicht allenthalben gelingt, glaubhaft nachzuweisen, worin dieser Gedanke, dies Bild ꝛc. bestanden haben.

*) Das gotische nasjan entspricht buchstäblich unserem „nähren", bedeutet jedoch gotisch soviel wie „retten"; nasjands = der Rettende, der Erlöser, der Heiland. Unser „genesen" = „gerettet werden" kommt von derselben Wurzel.

Digitized by Google

Das Zahlwort Zwei.

Bei der Betrachtung der Rolle, die das Wort Zwei im Entwickelungsgange des indo-germanischen Sprachschatzes gespielt hat, drängt sich uns das Gefühl auf, als habe der Volksgenius hier symbolisch andeuten wollen, wie das Paar, die Vermählung von Eins und Eins, den Urquell jeder Vermehrung und Fülle bedeutet.

Es ist nämlich geradezu staunenerregend, wie beispielsweise der Wortvorrat unserer Muttersprache durch die Ableitungen von Zwei bereichert und verstärkt worden ist. Tagtäglich führen wir jetzt Dutzende von Vokabeln im Munde, die Dutzende von verschiedenartigen Dingen bezeichnen und trotzdem alle durch Fäden die sich heute noch sprachwissenschaftlich nachweisen lassen, mit dem Zahlworte Zwei zusammenhängen.

An und für sich ist die Zahl Zwei für das erwachende Denken natürlich die wichtigste, ja fast die Zahl par excellence gewesen; mit ihr beginnt erst das Zählen, das Aneinanderreihen gleichartiger Gegenstände, die Vielheit. Aus diesem Gesichtspunkte ist es be-

Digitized by Google

zeichnend, daß ursprünglich in allen Sprachen für die Zweiheit der Gegenstände eine besondere grammatikalische Form, der sogenannte Dual, bestand, der sich erst später mit der natürlich weit öfter in Anwendung kommenden Mehrheitsform, dem Plural, vermengte oder durch ihn verdrängt wurde. Das Altgriechische kannte den Dual noch in breiter Entfaltung; im Lateinischen findet sich kaum eine Spur davon; der deutsche Sprachzweig dagegen hat die Zweiheitsform in einigen Fällen bis weit in das Mittelalter hinein, ja dialektisch bis in die Gegenwart beibehalten.

Um das Wesen des Duals auch dem nicht sprachgebildeten Leser deutlich zu machen, führen wir kurz einige Beispiele an.

So heißt griechisch neanias der Jüngling. Das ist die Einzahl, der Singular. In der Zweizahl — im Dual — lautet das Wort neania; zu deutsch also: die beiden Jünglinge. In der Mehrzahl — im Plural — lautet das Wort neaniai; zu deutsch: die (vielen) Jünglinge, die Jünglinge, deren Zahl wenigstens drei beträgt.

Ganz nach dem gleichen Grundsatz geht bei den Griechen die Abwandlung des persönlichen Fürworts. Griechisch egô bedeutet „ich“. Das ist die Einzahl. Der Dual („wir beide“) heißt nô, und der Plural („wir, wir viele“) hemeis.

Das Lateinische verhält sich wie das Neuhochdeutsche: es kennt keine Form für „wir beide“. Der Lateiner sagt für „ich“ ego und für „wir“, einerlei, ob zwei oder mehrere Personen gemeint sind, nos.

Digitized by Google

Im Gotischen dagegen und im Althochdeutschen sind die persönlichen Fürwörter fast noch ebenso reich an Dualformen wie im Griechischen. So lautet die Einzahl der ersten Person gotisch ik („ich"), die Zweizahl vit („wir beide"), die Mehrzahl veis („wir viele"). Das Althochdeutsche hat zwar die gotische Form vit („wir beide") im Nominativ verloren, aber die übrigen Beugungsfälle, also den Genitiv „unser beider", den Dativ „uns beiden" und den Accusativ „uns beide", die gotisch ugkara, ugkis, ugkis heißen, vollständig beibehalten. Die betreffenden Formen lauten im Althochdeutschen unchar, unch, unch.*)

*) Ueberraschender Weise findet sich dieses unch auch im Magyarischen, wo dem Dativ Singularis nek-em (mir) der Dativ Pluralis nek-ünk (uns) gegenüber steht, wo ház-am mein Haus, ház-unk unser Haus, mag-am ich selbst, mag-unk wir selbst bedeutet, und die erste Person Pluralis der Zeitwörter vielfach auf -unk oder -ünk endigt; z. B. vagy-unk (sprich wodjunk) wir sind, volt-unk, wir sind gewesen, lesz-ünk, wir werden sein, tanul-unk wir lernen, ver-ünk, wir schlagen; (ob -unk oder -ünk hängt von dem vorhergehenden Vokal ab). Das Ungarische gehört bekanntlich nicht zu dem indogermanischen Sprachstamm, sondern zu dem finnisch-tatarischen und ist „ohne Verwandschaft zu allen es umgebenden Idiomen". Daß trotzdem eine entfernte Urverwandtschaft mit dem griechisch-lateinisch-gotischen Sprachstamm besteht, das erhellt — ganz abgesehen von sonstigen Wortstämmen — aus der Analyse der Fürwörter und der Zahlwörter, die in allen Sprachen das eigentlich konservative Element darstellen. Ohne die Wahrscheinlichkeit eines Irrtums im Einzelnen abzuleugnen, darf man getrost im ungarischen

Digitized by Google

Ein Teil solcher urdeutschen Dualformen lebt noch in den süddeutschen Mundarten fort. Das oberbayerische enk („euch") ist buchstäblich das gotische iggqis (sprich inkwis) und das althochdeutsche inch, („euch beiden").

Den Dualformen der persönlichen Fürwörter entsprechend, ist die gotische Sprache auch im Besitz scharf ausgeprägter Dualformen auf dem Gebiete des Zeitworts. So lautet z. B. der Indikativ Präsentis von dem gotischen Wort finthan (neuhochdeutsch „finden") wie nachstehend:

Einzahl:

fintha, ich finde,
finthis, du findest,
finthit, er findet.

Zweizahl:

finthôs, wir beide finden,
finthats, ihr beide findet.

---

te (du) das lateinische tu, in mi (wir) das griechische he-meis und die althochdeutsche Verbal-Endung -mês (finda-mês, wir finden, funda-mês, wir fanden) wiedererkennen. Vergl. auch das dialektische „mir", „mer", statt „wir". Das ungarische ezen (dieser) deckt sich mit lateinisch is, gotisch is, neuhochdeutsch „er"; das ungarische ki (wer) mit lat. quis, gotisch hvas, althochdeutsch hwer, neuhochdeutsch wer; das ungarische hat und hét (sechs und sieben) weist auf griechisch hex und hepta, lat. sex und septem, gotisch saihs und sibun; das ungarische tíz (zehn) auf lat. decem, griechisch deka, gotisch taihun; száz (hundert) auf lat. centum (wie ung. szarvas. Hirsch, auf lat. cervus).

Digitized by Google

Mehrzahl:
fintham, wir finden,
finthith, ihr findet,
finthand, sie finden.

Wie man sieht, unterscheidet sich das finthôs („wir beide finden") von dem fintham („wir — viele — finden") durch eine völlig abweichende Vokalisation der Endung; just so wie das finthats („ihr beide findet") von der Pluralform finthith. Im Althochdeutschen, Altnordischen, Angelsächsischen u. s. w. hat sich dies Unterscheidungsbedürfnis abgestumpft. Das Zeitwort in diesen Idiomen kennt keinen Dual. Uebrigens war die dritte Person des Duals („sie beide finden") den Goten bereits abhanden gekommen.

Schon diese wohl allen Ursprachen gemeinsame Eigentümlichkeit, für die Zweizahl eine besondere Form zu schaffen, weist darauf hin, daß die Zahl 2 und das sie bezeichnende Wort für die Entwickelung des denkenden Geistes von hervorragender Wichtigkeit war.

Alles Rechnen beruht in der That auf dem 1 plus 1; selbst die verwickeltsten algebraischen Kombinationen lassen sich als ein abgekürztes Verfahren zur en-bloc-Erledigung von zahlreichen Einzelfällen der Operation 1 plus 1 oder der Gegenoperation 1 minus 1 auffassen.

Ferner ist jede Veränderung, logisch betrachtet, der Uebergang von dem Eins in das Zwei; in dem Worte „Veränderung" steckt ja buchstäblich das Zahlwort „der andere", ursprünglich soviel wie „der zweite".

Digitized by Google

Dementsprechend liegt der dunkle Begriff der Zweiheit einer sehr großen Anzahl von Thätigkeiten und Vorgängen zu Grunde; vor allem jeder Wechselbewegung, jedem Herüber und Hinüber, jedem Wellenschlag, jedem Auf- und Abschreiten. Gegensätze, gleichviel welcher Art — schwarz und weiß, Himmel und Erde, Sommer und Winter, Morgen und Abend, Haß und Liebe — erwecken die Vorstellung der Zweiheit.

Und auch deshalb mußte dem Menschen die Zweiheit sich als die vornehmste und wichtigste Zahl einprägen, weil er ein bilaterales Wesen ist, daß heißt ein symmetrisch gebautes, ein solches, dessen Körper sich von der Mitte aus gleichmäßig nach rechts und links entwickelt. Der Mensch hat zwei Augen, zwei Ohren, zwei Arme, zwei Beine: kurz, er ist eigentlich eine wandelnde Zweiheit, eine Inkarnation der Zahl, mit der die Arithmetik ihren Anfang nimmt.

Die neuhochdeutsche Form des Zahlwortes „zwei" lautet eigentlich für das männliche Geschlecht zween, für das weibliche zwo und für das sächliche zwei. Schiller schrieb noch: „Wie zwo Flammen sich ergreifen . . ." Auch neuerdings werden die Formen „zween" und „zwo" im getragenen oder gekünstelten Stile noch angewandt; freilich mitunter falsch, so daß „zween" aller Sprachempfindung zuwider mit einem weiblichen Hauptwort, „zwo" mit einem männlichen zusammengestellt wird.

Dieses zween, zwo, zwei entspricht dem lateinischen duo, duæ, duo, dem gotischen tvai, tvôs, tva, dem

Digitized by Google

althochdeutschen zuêne, zuô, zuei, dem mittelhochdeutschen zwene, zwo, zwei. Englisch lautet das Wort two, dänisch to. Es findet sich in der gleichen Form schon im Sanskrit, wo es du, und im Persischen, wo es dow lautet.

Ehe wir nun darthun, welche Fülle neuhochdeutscher Wörter von diesem Zahlworte „zwei" erzeugt worden sind, wollen wir feststellen, was denn das Wort eigentlich heißt, welche Anschauung ihm zu Grunde liegt; denn der Begriff, den wir gegenwärtig damit verbinden — der rein mathematische —, ist für den Standpunkt der sinnlich-naiven Ursprache viel zu abstrakt; „zwei" muß vordem etwas anderes bedeutet haben, etwas Konkretes, Augenfälliges, Greifbares.

Die Sprachvergleichung läßt uns hierüber nicht lange im unklaren.

Das deutsche „zwei" gehört genau so zu der Vorsilbe „zer-" wie das lateinische duo zu der Vorsilbe dis- oder di-. Jenes „zer-" entstammt einer Verbalwurzel, die soviel heißt wie „trennen". Das lateinische Wort für „trennen", dividere, entspricht buchstäblich unserem (ent-) „zweien". Der Begriff des Zahlwortes „zwei" ist sonach zurückzuführen auf die Thätigkeit, die ein Ganzes zertrennt, also in zwei Teile zerlegt.

Auch dieses Beispiel beweist, wie so viele, daß in der Anschauung unserer sprachgestaltenden Vorfahren nicht das Ding, nicht das Verhältnis, sondern das Thun das Ursprügliche war. Leben heißt thätig sein. Das erste, was dem Menschen als merkwürdig auffiel, war

Digitized by Google

sein eigenes Verhalten, seine Bewegungen, seine leiblichen und geistigen Daseinsäußerungen. Diesen gab er zuerst — auf welchem Wege und nach welchen Principien, soll hier nicht untersucht werden — eine lautliche Bezeichnung, und erst nach diesen Grund-Zeitwörtern benannte er die Objekte. Das Urwort für „essen" war früher vorhanden als das Urwort für „Speise": das letztere ward von dem ersteren abgeleitet. Alle Sprachforschung führt uns daher in letzter Linie auf die Verbalwurzeln zurück.

Betrachten wir nun die wichtigsten neuhochdeutschen Wörter, die nachweisbar von dem Zahlwort zwei — oder genauer gesagt, von dem Verbalstamm, der diesem Zahlwort zu Grunde liegt und die Bedeutung „trennen" hat — abstammen.

Hier sei noch bemerkt, daß neben der Form zwi- — so müßte im Althochdeutschen jene Verbalwurzel gelautet haben — auch eine Form qui- vorhanden gewesen sein muß, die nur die lautliche Variante der ersteren darstellt, ohne Veränderung des Inhalts. Wir finden diesen Parallelismus zwischen dem Anlaut zw und qu und noch heute in Wörtern wie „quer" und „zwerch" (dänisch twer), „Zwehle" und „Quehle" — wovon das italienische tovaglia, Handtuch —, „Zwetsche" und (dialektisch) „Quetsche".

Als erstes neuhochdeutsches Wort, das von zwei, oder von der Verbalwurzel zwi- stammt, nennen wir das wenig gebräuchliche „zwagen" (waschen). Die Begriffsverwandtschaft ist hier noch ziemlich durch-

Digitized by Google

sichtig. Der zu waschende Gegenstand wird gehörig „dazwischen" genommen — zwischen die beiden Hände nämlich, die ihn nun von zwei Seiten zugleich bearbeiten.

Schwieriger schon gestaltet sich die Auslegung bei dem neuerdings vorwiegend im abstrakten Sinne gebrauchten „Zweck". Der „Zweck" ist ursprünglich ein Keil, der in das Holz getrieben wird und es spaltet, entzweit, zerreißt; dann ein hölzerner Nagel, z. B. wie ihn der Schuster braucht; besonders aber der hölzerne Nagel im Centrum der Scheibe. Auf diesen „Zweck" zielte und schoß man; und von dieser Bedeutung leitet sich die bildliche ab: das, wonach gestrebt wird; das, was man geistig erzielen will; das Objekt unserer Absicht. — Man bemerke, daß auch in dem Worte „Absicht" das Gleichnis des zielenden oder doch spähenden Auges beibehalten erscheint.

Der „Zwickel" schließt sich unmittelbar an den „Zweck" an; er ist ein „kleiner Zweck", eine „kleine" Hineintreibung zwischen zwei Hälften. So sprechen wir von dem „Zwickel" am Strumpf und meinen damit die keilförmige Erweiterung am Knöchel. Auch die Gewölbe-Architektur kennt die Bezeichnung „Zwickel" als technischen Ausdruck. „Zwickelbart" ist ein keilförmiger, spitz zulaufender Bart.

Das Zeitwort „zwicken" stammt gleichfalls unmittelbar von „zwei", nicht von „Zweck" und „Zwickel", zu deren Begriff es durchaus nicht paßt. Denn „zwicken" bedeutet nicht etwa mit einem Nagel oder mit einem

Digitized by Google

Keil stechen, sondern von zwei Seiten packen, zwischen die Finger oder ein zangenartiges Instrument nehmen; das schließliche Resultat ist das Abzwicken, das nur bei zweiseitiger Einwirkung möglich ist.

Der „Zweifel" bedeutet das Hin- und Herschwanken zwischen zwei Möglichkeiten, zwei Meinungen, zwei Entschlüssen.

Der „Zweig", englisch twig, ist die Zweiung, die Zweiteilung des Astes.

Für das Sprachgefühl der Gegenwart noch vollkommen durchsichtig — übrigens auch vergleichsweise jung — sind die Bildungen „Zwilling", „Zwillich" und „Zwitter".

Der Begriff der Zweiheit lebt — wenigstens bei „Zwilling" und „Zwitter" — klar und greifbar in unserem Bewußtsein; bei „Zwillich" erwacht er, sobald wir darüber nachdenken.

Der „Zwilling" (englisch twin, twinling, holländisch tweeling) ist ein Kind, das „zu zweien", mit einem anderen geboren wird; der „Zwitter" (althochdeutsch zuitarn) ein Individuum, welches beiden Geschlechtern zugleich angehört; im übertragenen Sinne ein Wesen oder Produkt, das Merkmale zweier verschiedener Arten, Formen, Kategorien ꝛc. an sich trägt; „Zwillich" aber (dänisch dväig) heißt ein Gewebe von doppelten Fäden, wie „Drillich" ein solches von dreifachen.

Die Zeitwörter „zwinkern" und „zwitschern" gehören gleichfalls zu zwei. Sie bedeuten ursprünglich nur ein

Digitized by Google

Hin und Her der Bewegung. Der Sprachgebrauch hat dann später „zwinkern" für das Hin und Her der Lichtbewegung, das „zwitschern" für das Hin und Her der Schallbewegung bevorzugt. Die Kerze und das von ihr geblendete Auge „zwinkern", die Stimme des Vogels „zwitschert". Das Auf und Ab, der unaufhörliche Uebergang aus dem Punkt Eins in den Punkt Zwei, das Vibrieren ist in beiden Fällen das anschaulich Vorgestellte.

Auch bei „Zwist" schwebt uns noch das „Entzweien" vor, der „Zwiespalt", mit dem es sprachlich wie begrifflich zusammenhängt.

Minder deutlich empfinden wir die „zwei" aus unserer Präposition „zwischen" heraus. Und doch heißt „zwischen" buchstäblich soviel wie „zweiisch" und ist unmittelbar von „zwei" abgeleitet, wie „römisch" von „Rom" oder wie „weibisch" von „Weib". — Das Wort lautet althochdeutsch zuisc (zwiefach, doppelt); die adverbiale Form zuiscen (holländisch tuschen) ist unser modernes „zwischen" und bedeutet soviel wie „inmitten zweier Dinge". Sehr deutlich tritt der Zusammenhang mit zwei in dem englischen Wort für „zwischen" — between — hervor.

Für das allgemeine Gefühl verwischt ist dagegen die Zugehörigkeit der Wörter „Quirl", „Quaste" und „Zwirn" zu zwei, obschon sie dem Blick des Kenners nicht lange verborgen bleibt.

„Quirl" ist — nach dem oben erwähnten Lautgesetz, die Wortanfänge qu und zw betreffend — eine

Digitized by Google

Variante zu dem (nicht mehr gebräuchlichen) „Zwirl", „Quaste" ganz in der gleichen Weise eine Variante zu „Zwaste"; „Zwirl", wovon das Zeitwort „zwirlen" (quirlen), weist wie „zwinkern" und „zwitschern" auf ein Hin und Her der Bewegung; „Zwaste" (dänisch quiste, altnordisch quistr, englisch twist = der Zweig) auf die Zweiteilung des Astes; der moderne Begriff der Quaste ist von dem des (belaubten, schwerhängenden) Zweiges erst abgeleitet. „Zwirn" von „zwier" (doppelt) bedeutet einen zwiefach gedrehten, einen doppelten Faden.

Ja, sogar in dem Worte „Zuber", wo nur der Anlaut z darauf hinweist, steckt historisch nachweisbar unser Zahlwort „zwei", und zwar nicht nur buchstäblich, sondern begrifflich. „Zuber" ist das althochdeutsche zwibar, der „Zweibahr", das Gefäß, das an zwei Henkeln getragen wird (baran = tragen; vergleiche die „Bahre"), im Gegensatz zu dem Eimer, dem „Einbahr" (althochdeutsch eimbar), der nur vermittelst einer Handhabe getragen wird. Man sieht das dem „Zuber" des neunzehnten Jahrhunderts nicht an, aber es ist so.

Das Wort „Zwiebel" dagegen, das uns mit seiner klartönigen ersten Silbe so sehr an „zwiefach", an „Zwielicht" und „Zwiespalt" erinnert, gehört nicht in die Nachkommenschaft der zwei, zum größten Kummer dilettantischer Etymologen, die es so obenhin darauf angeschaut haben und schleunigst bereit waren, es irrtümlich zu etikettieren. „Zwiebel" ist ein lateinisches Wort: die Verkleinerungsform nämlich von cepa, die in der Sprache des Tacitus und des Virgil cepula lautet.

Digitized by Google

Immerhin hat auch hier die Zwei insofern mitgesprochen, als das „w“ in „Zwiebel“ (das in cepula fehlt) unzweifelhaft auf dem instinktiven Bestreben der Sprache beruht, sich das unverständliche Fremdwort mundgerechter zu machen, durch den Anklang nämlich an den Begriff der Zweiheit, des Doppelten, des Eins-im-Anderen, der für die bekannte Struktur der Zwiebel ganz bezeichnend erscheint.

Aehnlich, wie im Deutschen die Zwei, so ist das entsprechende Zahlwort, das griechische dyo, das lateinische duo ꝛc., auch in den urverwandten Idiomen schöpferisch. Vom lateinischen duo kommen z. B. die Wörter dubius (zweifelhaft), duellis (der Feind der „Zwister“, der, mit dem man entzweit ist), duellum (der Krieg), wofür man späterhin bellum sagte. Zu dem griechischen dyo gehört das griechische Zeitwort dyo = eindringen, eintauchen, die Wellen zerteilen; z. B. dyo nephea = ich zerteile die Wolken und verschwinde so hinter ihnen; ferner die Vorsilbe dys-, die den Uebergang aus einem ersten Zustand in einen zweiten, entgegengesetzten bezeichnet; und vieles andere, was hier zu weit führen würde.

Selbst in der vom Lateinischen abgeleiteten und durch die mannigfachsten Prozesse umgestalteten französischen Sprache schimmert das deux (zwei) noch durch in douter (zweifeln), double (zweifach) und duel (Zweikampf).

Digitized by Google

Der unbestimmte Artikel.

Neben dem bestimmten Artikel — neuhochdeutsch der, die, das — besitzen die meisten modernen Sprachen den unbestimmten — neuhochdeutsch ein, eine, ein.

Der sogenannte bestimmte Artikel greift einen besonderen, individuell isolierten Gegenstand aus der Vielheit heraus; der unbestimmte Artikel einen beliebigen, gleichsam ein Beispiel, eine Probe der Gattung.

Den Sprachen des Altertums war der unbestimmte Artikel ohne Ausnahme fremd, während sich der bestimmte z. B. im Altgriechischen mit einer an den modernen Sprachgebrauch anklingenden Regelmäßigkeit vorfindet. Ueberall da, wo die neueren Kultursprachen den unbestimmten Artikel anwenden, begnügte sich das Sanskrit, das Altpersische, das Hellenische, das Lateinische ꝛc. mit der Setzung des Hauptwortes ohne jegliche Nebenbezeichnung.

Als die germanischen und romanischen Völkerschaften Europas im Laufe ihrer Sprachentwickelung das Bedürfnis verspürten, die Unbestimmtheit, die Beliebigkeit

Digitized by Google

des Herausgreifens, und nebenher vielleicht auch den Gegensatz des einen Probe-Exemplars zu der Masse schärfer zu betonen, wählten sie zu diesem Behuf das Zahlwort einer, lateinisch unus. Auch das Gotische und das Althochdeutsche hatten bis dahin, just so gut wie das Lateinische und das Griechische, in den Fällen, in denen wir jetzt den unbestimmten Artikel verwenden, einfach das Hauptwort ohne jeglichen Zusatz gebraucht. Der Vergleich einer Bibelstelle in der neuhochdeutschen Uebersetzung Martin Luthers mit dem entsprechenden Passus bei Ulfilas wird diesen Unterschied zwischen dem gegenwärtigen und dem vergangenen Modus deutlich machen.

Ev. Marc. 15, 7 heißt es bei Luther: „Es war aber einer, genannt Barabbas, gefangen mit den Aufrührerischen, die im Aufruhr einen Mord begangen hatten."

Das, worauf es hier ankommt, ist die Art des Verbrechens, nicht etwa die Konstatierung der einen Mordthat im Gegensatze zu mehreren; und demgemäß übersetzt Ulfilas: thaiei (welche) in auhjodau (im Aufruhr) maurthr gatavidedun (wörtlich: Mord gethaten); nicht etwa: ain maurthr, was buchstäblich unserem „ein(en) Mord" entsprechen würde.*)

Dagegen heißt es in dem vorhergehenden Verse (Marc. 15, 6), wo Luther verdeutscht: „Er pflegte aber ihnen auf das Osterfest einen Gefangenen los-

*) Das gotische maurthr ist sächlichen Geschlechts.

Digitized by Google

zugeben, welchen sie wollten", bei Ulfilas mit gutem Bedacht: ainana bandjan (wörtlich: einen Gebandeten, einen „in Banden"), weil es sich hier in der That um die Zahl handelt und ausdrücklich betont werden soll, daß Pilatus nicht etwa zwei Gefangene freigeben konnte.

Das einen ist also hier im Neuhochdeutschen, genauer betrachtet, noch das ursprüngliche Zahlwort, obwohl sein Begriff schon einigermaßen verblaßt ist.

Ev. Luc. 9, 34, 35 übersetzt Luther:

„Da er aber solches redete, kam eine Wolke und überschattete sie, und sie erschraken, da sie die Wolke überzog.

Und es fiel eine Stimme aus der Wolke, die sprach: Dieser ist mein lieber Sohn, den sollt ihr hören."

Bei Ulfilas lauten die beiden Verse, wie folgt:

Thata than imma qithandin*) varth ***milhma*** (ward, entstand Wolke) jah ufarskadvida ins; faurhtidedun than, in thammei jainai qemun in thamma milhmin.**)

Jah ***stibna*** varth us thamma milhmin qithandei: sa ist sunus meins sa liuba, thamma hausjaith.***)

*) Dat. absol., dem griechischen Gen. absol. entsprechend. Wörtlich: Dies dann ihm redenden, d. h. während er dieses redete.

**) Wörtlich: sie fürchteten sich in dem, daß sie in die Wolke kamen; qemun von qiman (kommen); vergl. das pfälzische „er kimmt" = er kommt; „siehste wohl, da kimmt er . . ."

***) Wörtlich: Und Stimme ward aus der Wolke, sprechende: der ist Sohn meiner, der liebe; den höret!

Digitized by Google

Die im Lutherschen Texte gesperrt und im Ulfilasschen Texte kursiv gedruckten Wörter zeigen den Unterschied zwischen dem neuhochdeutschen und dem gotischen Sprachgebrauch. Der gotische deckt sich vollständig mit dem des griechischen Originals, wo es heißt: egeneto nephele (*ἐγένετο νεφέλη*) = es entstand Wolke; und: phone egeneto (*φωνὴ ἐγένετο*) = es entstand Stimme. Wir ersehen hier beiläufig, daß Ulfilas, wie so manchmal, auch in dem vorliegenden Falle das Original glücklicher wiedergiebt als Martin Luther. In beiden Fällen übersetzt er das griechische egeneto (*ἐγένετο*) mit varth (ward, entstand), während Luther das eine Mal „kam", das andere Mal „fiel" sagt, an und für sich schon eine Ungleichheit die mit dem Eindruck der griechischen Vorlage im Widerspruch steht, dann aber auch an und für sich ein Mißgriff. Die Wolke kam nicht: sie entstand; was ungleich seltsamer und überraschender wirkt als das bloße Herankommen. Auch das „fiel" deckt sich nicht mit dem Bedürfnis der Situation; es hätte einen Sinn, wenn die Wolke hoch am Himmel gestanden hätte; auf eine Wolke jedoch, die uns umgiebt, paßt dies „fallen" durchaus nicht. Und daß es sich hier um ein wirkliches Eingehülltwerden handelt, geht nicht nur aus dem Erschrecken (griechisch ephobedesan) hervor — wie hätte die Wolke am Himmel eine derartige Wirkung erzeugen können? — sondern ebensosehr aus dem nicht mißzuverstehenden Wortlaut des Originals, wo ausdrücklich von einem Hineinkommen in die Wolke die Rede ist, was Ulfilas

Digitized by Google

wiederum sehr korrekt mit seinem qemun in thamma milhmin wiedergegeben hat.

Was vom Gotischen gilt, das gilt fast in dem nämlichen Umfange auch vom Althochdeutschen.

Ev. Matth. 27, 61 heißt es bei Luther: „Und wälzte einen großen Stein heran." Ulfilas (im vierten Jahrhundert) übersetzt diese Stelle, wie folgt: Jah (und) faurvalvjand (vorwälzend) staina mikilamma ... Und im neunten Jahrhundert schreibt der althochdeutsche Verfasser der sogenannten Versio Francica: Inti zuogiwalzta (und zugewälzte) mihilan*) stein.

Erst im Mittelhochdeutschen, also im zwölften Jahrhundert, findet sich der unbestimmte Artikel mit einer Regelmäßigkeit, die an den Sprachgebrauch des Neuhochdeutschen und der übrigen modernen Idiome germanischer und romanischer Herkunft erinnert.

So heißt es bei Walter völlig im Geist von heute: Ich hörte ein Wazzer diezen (Ich hört ein Wasser rauschen); ein tûbe sunder gallen (eine Taube ohne Galle); sô tuot er einen argen list (so thut er eine arge List); dâ wont ein sælic geist (da wohnt ein seliger Geist) u. s. w.

Ja, Walter gebraucht sogar den unbestimmten Artikel, wo Goethe und Geibel sich mit dem bloßen

*) Das gotische mikils, groß, stark, viel, noch im Mittelhochdeutschen (michel) ein ganz gewöhnliches Wort, Sanskrit maha, griechisch megas, lateinisch mag-nus, hat sich neuhochdeutsch nur noch in Eigennamen, wie Michelstadt, Mecklenburg ꝛc. erhalten.

Digitized by Google

Hauptwort begnügen würden. Er singt: Ob allen magden bist dû ein küniginne, während dem Usus des Neuhochdeutschen die Wendung: „Ueber allen Jungfrauen bist du Königin“ mehr zu entsprechen scheint. Oder: Ir honec ist worden z' einer Gallen; neuhochdeutsch: „Ihr Honig ist zu (oder zur) Galle geworden.“

Die Sprache hat sich eben im Laufe ihrer Entwickelung gerade auf diesem Gebiet einen Drang nach Deutlichkeit großgezogen, der sich in früheren Stadien — weshalb, ist nicht abzusehen — nicht vorfindet. Die Volksseele hat ihre Launen, just wie die Frauenseele. Die Ursprachen sind verschwenderisch in der Ausprägung aller erdenklichen Kasus-, Genus- und Tempusformen; sie haben lautliche Aequivalente für die zartesten Abstufungen. Niemand wird daher logisch erhärten können, daß den Ursprachen der unbestimmte Artikel fehlen mußte. Vielleicht bot er dem späteren Sprachgenius einen Ersatz für das Schwinden sonstiger Begriffsunterschiede und der sie repräsentierenden Bildungs- und Ableitungssilben.

Man muß zugeben, daß die Wahl des Zahlwortes einer, eine, eines (in der schwachen Form ein, eine, ein) jenem Bedürfniß nach Verdeutlichung, dem sie entsprang, ziemlich Genüge that.

Wie oben bereits erwähnt, war mit dem Zahlwort die Thatsache konstatiert: einen durchaus beliebigen Gegenstand unter sämmtlichen gleichgearteten greife ich heraus, und prädiziere von ihm, was von der Gattung gilt. Zum Beispiel: „Es bildet ein Talent sich in

Digitized by Google

der Stille." Hieraus hat sich dann alles, was dem unbestimmten Artikel an gröberen oder feineren Nüancen anhaften mag, langsam herausgestaltet. Das Herausgreifen tritt jetzt natürlich oft in den Hintergrund; aber dann waltet doch manchmal eine Schattierung vor, die da besagt: „Ob ihr X oder Y herausgreift, ist mir gleichgültig." Wenn ich erzähle: „Ich sah gestern ein Pferd, das durchging", so gebe ich damit zu verstehen, daß es mir ganz und gar nicht darauf ankommt, dieses Pferd zu individualisieren, vielleicht auch, daß ich dies nicht vermag. Der Zufall hat unter den tausend Pferden der Stadt eines (Zahlwort!) herausgegriffen.

Obgleich nun der Nachweis dieses im unbestimmten Artikel fortlebenden Zahlbegriffes vielfach noch zu erbringen ist, hat sich doch unser Bewußtsein im großen und ganzen durch den jahrhundertelangen Gebrauch gegen den Rest dieses Begriffes vollständig abgestumpft. Das ursprüngliche Zahlwort ist im Laufe der Sprachentwicklung fast zum tonlosen Vorschlag, zum Auftakt geworden; sein geistiger Inhalt hat sich verflüchtigt. Wenn wir jetzt hören: „Dort geht ein Pferd durch", so bedeutet uns dieses „ein" fast nur noch so viel wie die Abwesenheit des bestimmten Artikels. Es geht dort eben ein Pferd durch, das wir nicht kennen, oder von welchem bis jetzt nicht die Rede war, im Gegensatz zu dem Pferd des Herrn Oberforstmeisters, oder zu dem Pferd, das wir bereits eine Zeit lang beobachtet oder glossiert haben.

Im schreiendsten Widerspruch mit diesem außer-

Digitized by Google

ordentlich dünnen Gehalt steht nun im Deutschen die Form des unbestimmten Artikels. Einmal beschwert schon der Diphthong ei an und für sich die Sprechflüchtigkeit, welche bei einem so unbedeutenden Wörtchen nicht allein wünschenswert, sondern sogar logisch notwendig wäre. Dann aber besitzt der unbestimmte Artikel nicht nur im Femininum, sondern auch in den Beugungsfällen des Maskulinums und Neutrums eine Reihe von zweisilbigen Formen, die unserer neuhochdeutschen Prosa vielfach den Stempel der Schwerfälligkeit aufprägen, für die gebundene Rede jedoch, falls ihnen die Gewandtheit des Dichters nicht ausweicht, geradezu den Ruin der Stimmung und der lyrischen Melodie bedeuten.

Die lebendige Sprache, die Konversation, selbst der Vortrag eines geschriebenen Prosastückes hilft sich hier durch eine innerlich vollberechtigte Kürzung des breiten Diphthongs, und eilt so der künftigen Umgestaltung der Schriftsprache, sich selbst vielleicht unbewußt, um einige Kopflängen voraus. Die normale Konversation spricht: „Es war enne Frau", statt: „Es war eine Frau", und nur diejenige Konversation, die sich — im Widerspruch mit ihren eigenen Instinkten und in totaler Verkennung der Urgesetze aller sprachlichen Weiterentwickelung — geflissentlich müht, der Schriftsprache nachzueifern, hält auch beim eilenden Redefluß an der Form eine fest. Dem unverkünstelten Menschen kehrt das eine nur wieder, wenn sich die Rede verlangsamt.

Genau so verhält es sich mit den Beugungsfällen.

Digitized by Google

Besonders merkwürdig scheint in dieser Beziehung der Dativ einem. In ganz Deutschland hört man von sonst dialektfreien Sprechern statt dieser höchst schwerfälligen Form die Kontraktion eim oder em, die sich bereits im Mittelhochdeutschen findet und dort eime (statt eineme) lautet. Das allbekannte Gedicht Walters beginnt mit den Worten: Ich saz uf eime steine. Man ersieht hieraus, wie organisch-notwendig und wie geschichtlich-berechtigt diese Zusammenziehung eim oder em ist. Hätte die neuhochdeutsche Sprache unmittelbar an Walter angeknüpft, so würde kein Mensch mehr einem schreiben, geschweige denn sprechen. Aber wir schreiben und sprechen ja meißnisch, und das meißnische Kanzlei-Idiom hat hier und da seine akademischen Launen gehabt, seine grammatikalischen Superklugheiten, die von dem wirklichen Volkstum himmelweit ab lagen.

Die künstlich herbeigeführte Verschleppung des eim wird selbstverständlicherweise nicht hindern, daß sich der unabwendbare Kürzungsprozeß im Lauf der Jahrhunderte auch für die Schriftsprache nachträglich vollzieht; wie er sich längst z. B. in England vollzogen hat. Dort lautet der unbestimmte Artikel*) für alle Fälle und Formen a (vor Vokalen an), obgleich das

*) Noch im sogenannten Halbsächsisch, das den Uebergang aus dem Angelsächsischen in das Englische bezeichnet, fehlt der unbestimmte Artikel. Z. B.:

Dhe ves *bold* gebyld, êr thu iboren vêre —

wo wir bold mit „ein Haus" übersetzen würden. — („Dir war ein Haus gebaut, eh' du geboren warst . . .").

Digitized by Google

angelsächsische Zahlwort ân, aus dem er entstanden ist, ebenso reich an mehrsilbigen Formen ist wie das althochdeutsche ein, einer. Unserem gegenwärtigen Dativ einem (althochdeutsch einemu) entspricht angelsächsisch die Form ânum, die der Engländer schon vor Jahrhunderten kaltblütig über Bord warf. Auch das Schwedische (en, ett) und das Dänische (en, et) haben die Mehrsilbigkeit des unbestimmten Artikels abgeschafft, unbekümmert um das altnordische einn, eitt mit seinen Beugungsfällen einnum, einnar, einni u. s. w.

Uebrigens hat der geneigte Leser wohl aus den oben citierten mittelhochdeutschen Beispielen schon entnommen, daß uns die Sprache Walters auch mit der Form ein für eine (ein küniginne — eine Königin) sprachgeschichtlich voraus war.

Prophezeien ist mißlich: hier aber darf man es wagen, denn die Prämissen stehen so fest wie der Satz des Pythagoras ... Am Schluß eines Zeitraumes, der sich natürlich genauer nicht abschätzen läßt, wird die grammatikalisch anerkannte Form des unbestimmten Artikels auch im Neuhochdeutschen einsilbig sein und e oder en lauten.

Was die jetzige Form dieses unglückseligen Wörtchens für die Sprache der Dichtkunst bedeutet, das weiß jeder aufmerksame Beobachter, vor allem jedoch jeder schöpferische Poet. Wie schleppend klingt es z. B., wenn Herder sein bekanntes Gedicht mit den Worten beginnt: „Eine schöne Menschenseele finden, ist Ge-

Digitized by Google

winn . . .“ Dieser gewaltsame Trochäus eine an der hervorragendsten Stelle des Verses (der überdies noch aus lauter trochäischen Wortfüßen besteht) weckt naturgemäß in unserem Bewußtsein die gegensätzliche Vielheit; denn eine, so voll betont, ist eben das Zahlwort, nicht der unbestimmte Artikel. Es widerstrebt überhaupt dem Geiste der Poesie, daß ein fast begriffloses Wort einen vollen Versfuß beansprucht, wie dies leider im Deutschen nicht nur bei dem unbestimmten Artikel, sondern auch noch in anderen Fällen häufig genug ist, wo das frühzeitig kontrahierende Englisch bereits zur Einsilbigkeit sich emporgekürzt hat. So wirken z. B. die zweisilbigen Beugungsfälle unserer Possessiv-Pronomina mein, dein, sein, wo sie nicht durch den Sinn stärker betont erscheinen, höchst unlyrisch; im Gegensatz zu dem englischen my, thy, his, her, your, their*). Das deutsche oder ist eine lyrische Crux im Vergleich mit dem englischen or. Wer einmal den Versuch gemacht hat, ein Gedicht aus dem Englischen ins Deutsche metrisch zu übertragen, der wird sich erinnern, wie außerordentlich diese und ähnliche Mißstände auf deutscher Seite die stimmungsvolle und doch getreue Wiedergabe erschweren.

Unsere echten Lyriker, die da volkstümlich empfanden und sangen, haben denn auch das klare Gefühl gehabt, daß die breite Grandezza, mit der sich der unbestimmte

*) Vergl. die historisch berechtigte Sprachkühnheit Uhlands in dem Gedicht „Die drei Lieder“, wo es heißt: „König Siegfried liegt in seim roten Blute.“

Digitized by Google

Artikel in unserer Schriftsprache zu gebärden wagt, ein thörichter Anachronismus und ein gefährliches Attentat auf die lyrische Kunst bedeutet. Kraft ihrer dichterischen Souveränität haben sie den verhätschelten Sohn der Meißner Kanzleisprache auf den ihm gebührenden Wert herabgedrückt.

Das alte Kirchenlied singt mit fröhlicher Frische: „Es ist eine Ros' entsprungen" oder „Es ist ein' Ros' entsprungen". In beiden Versionen erscheint die Form eine, die nach der strengen Tabulatur der Schriftsprache einen Trochäus (⏑ ∪) bildet, zur Tonlosigkeit verurteilt. Das „eine" in der ersten Version sind zwei Kürzen (∪ ∪), das „ein'" in der zweiten Version bildet mit „Ros'" einen Jambus (∪ ⏑).

Genau so verfährt Martin Luther in seinem herrlichen Kampflied: „Ein' feste Burg ist unser Gott."

Ludwig Uhland: „Da kam wohl aus dem grünen Wald eine wunderschöne Frau."

Anastasius Grün: „Ich hab eine alte Muhme."

Auch in diesen zwei Fällen ist „eine" tonlos.

Begrifflich verarmte Wörter haben naturgemäß das Bestreben, ihren Leib zu verkürzen, wie pekuniär verarmte Menschen den Raum ihrer Wohnung einschränken. Als Beispiel für diese Wahrheit seien hier noch gewisse Formen unserer Hilfszeitwörter herangezogen.

Während dem gotischen lagjis, lagjith das neuhochdeutsche „du legst, er legt" entspricht, und dem gotischen salbôs, salbôth das neuhochdeutsche „du salbst, er salbt", steht dem gotischen habais, habaith (von haban,

Digitized by Google

haben) keineswegs ein vollkräftiges „du habst, er habt“ gegenüber, wie dies doch bei regelmäßiger Ausgestaltung des Wortes der Fall sein müßte, sondern ein körperlich reduziertes „du hast, er hat“. Der Begriff des Habens war schon im ungeschwächten Zustand kein sehr farbiger, in die Augen springender; vollends nachdem das Verbum „haben“ zum Hilfszeitworte herabgesunken und fast nur noch als solches im Schwange war — für den selbständigen Begriff sagte man lieber „besitzen“ —, schrumpfte das Inhaltliche so stark zusammen, daß sich der Leib des Wortes dieser geistigen Rückbildung anpaßte. Wie mit den oben citierten Präsensformen ging es auch mit dem Präteritum. „Ich legte“ (gotisch lagida); „ich salbte“ (gotisch salbôda); aber nicht „ich habte“ oder „ich habete“ (gotisch habaida), sondern „ich hatte“.

Diesem Vorgange analog verwandelt sich zwar das lateinische taceo, taces, tacet (ich schweige, du schweigst, er schweigt) italienisch in taccio, taci, tace, und das lateinische valeo, vales, valet (ich gelte, du giltst, er gilt) in valgo*), vali, vale: das lateinische habeo, habes, habet (ich habe, du hast, er hat) dagegen in die verkürzten Formen ho, hai, ha, obgleich man nach

*) Das g in valgo ist ein verhärtetes j; der Uebergang gestaltet sich folgendermaßen: valeo, valio, valjo, valgo. Nach dem gleichen Verfahren macht der Frankfurter, Darmstädter, Pfälzer aus dem französischen adieu erst „adieh“, dann „adjeh“ und zuletzt „adcheh“ (sächsisch „hadcheh“), und der Franzose aus extraneus (auswärts, fremd) sein étrange, englisch strange.

Digitized by Google

italieniſchem Sprachgeſetz haggio, havi, have erwarten ſollte. Im Spaniſchen lauten die Präſensformen des Zeitworts valer (gelten), dem lateiniſchen valeo, vales, valet genau entſprechend, valgo, vales, vale; das lateiniſche habeo, habes, habet wird dagegen im Spaniſchen zu he, has, ha. —

Eine ähnliche Abbreviatur tritt bei dem lateiniſchen Zeitwort vadere (gehen) und dem gleichbedeutenden altdeutſchen gangan (gotiſch gaggan in der Zuſammenſetzung gagaggan, zuſammenkommen, ſich verſammeln) ein. Der Italiener ſagt ſtatt des zu erwartenden vado, vadi, vade kurzweg vo, vai, va; wie der Deutſche nicht „ich gange", ſondern „ich gehe" ſagt. Die urſprüngliche Form „gangen" findet ſich mundartlich noch vielfach in Süddeutſchland. Jedermann kennt den Vers aus den „Sieben Schwaben":

„Gang, Jackli, gang, gang du voran,
Du haſcht die großen Stiefel an . . ."

Auch das „Gehen" iſt kein ſehr farbiger und inhaltsreicher Begriff; überdies wurde das Wort durch den überaus ſtarken Gebrauch abgeſchliffen. Das „Faſſen", „Erfaſſen" (lateiniſch capere) kam ſchon weit ſeltener vor; daher denn auch der Italiener nicht etwa co, cai, ca conjugiert, ſondern — mit Einſchiebung einer altlateiniſchen Verlängerungsſilbe, die urſprünglich dem Wort eine beſondere Nüance gab — capisco, capisci, capisce.

Vergleiche auch „ich ſterbe, du ſtirbſt" im Gegen-

Digitized by Google

satz zu dem Hilfszeitwort „ich werde, du wirst“ (nicht „du wirdst“, wie es unverkümmert zu heißen hätte).

Kurz, beinahe überall im indogermanischen Sprachgebiete besteht der Grundsatz zu Recht: Begriffliche Dünnheit erfordert logischerweise die lautliche. Aus diesem Gesichtspunkt ist der neuhochdeutsche unbestimmte Artikel eine sprachliche Abnormität.

Digitized by Google

Farbenbezeichnungen.

Ein deutscher Gelehrter hat vor Kurzem die Behauptung geäußert, unausgebildete Sprachen besäßen keine eigentlichen Originalwörter zur Bezeichnung der Farben; sie seien vielmehr auf den Notbehelf angewiesen, die Gegenstände mit anderen, ähnlich gefärbten, zu vergleichen, und so beispielsweise statt „grün“: „grasfarbig“, statt „weiß“: „milchfarbig“ zu sagen ꝛc.

Der Gelehrte citiert unter anderem eine alttestamentliche Bibelstelle, wo die Klarheit des Himmels mit der Farbe des Saphirs verglichen wird, und fragt:

„Warum vergleicht der Verfasser jener Stelle die Klarheit des Himmels mit der Farbe des Saphirs?“

Die Antwort lautet:

„Einfach, weil seine Sprache noch kein Wort für den Begriff des Blauen besaß.“

Der Zweck der hier folgenden Zeilen ist, nachzuweisen, daß auch unsere sogenannten „Originalwörter“ zur Bezeichnung der Farben, wie „blau“, „grün“, „rot“, „gelb“ ꝛc. nichts anderes als solche „Vergleiche“, oder besser gesagt, Begriffe sind, die ursprünglich mit der

Digitized by Google

Farbe nicht das Geringste zu thun hatten, sondern lediglich ein Objekt, ein Ding bezeichneten, das sich aus irgend einem Grund dazu eignete als der Vertreter aller ähnlich gefärbten Dinge herausgehoben zu werden.

Mit anderen Worten: Die Farbenbezeichnungen sind uns nicht etwa, wie ein Geschenk des Himmels, fix und fertig aus dem Füllhorn der unbewußten Sprach-Schöpfung in den Schoß gefallen; noch gar hat irgendwie und wo eine Sprachgemeinde durch Stimmenmehrheit beschlossen: „Wir wollen diese Farbe von jetzt ab grün und jene gelb nennen!“ — Vielmehr ist jede Bezeichnung abgeleitet und zwar von demjenigen Gegenstand abgeleitet, an welchem die betreffende Farbe besonders oft oder in besonders augenfälliger Weise beobachtet wurde.

Also nicht nur die unausgebildeten Sprachen, sondern auch die gebildetsten, wie unser Neuhochdeutsch, bedienen sich jenes „Notbehelfs“, und nur der Umstand, daß die lautliche Prägung dieser abgeleiteten Wörter sich im Lauf der Jahrhunderte bis zur Unkenntlichkeit abschleift, kann das Bewußtsein des Volkes über jenen ursprünglichen Zusammenhang täuschen.

Dieser sprachphilosophische Lehrsatz: — daß es niemals ein Originalwort für eine Farbe gegeben habe, sondern lediglich Wörter für farbige Gegenstände — leuchtet uns a priori ein, wenn wir bedenken, daß dem eigentümlichen Reizungszustand unserer Netzhaut, den wir Farbe nennen, eine halbwegs definierbare Qualität gar nicht innewohnt.

Digitized by Google

Man erkennt dies sofort, wenn man versucht, den Begriff einer Farbe zu formulieren.

Auf die Frage: „Was ist ein Körper?“ lautet die kurze und klare Antwort: Ein Körper ist alles Dasjenige, was einen Raum erfüllt.

Frag' ich dagegen: „Was ist blau?“ so läßt sich nur indirekt durch Heranziehung blaugefärbter Objekte antworten. Die Antwort lautet vielleicht: Blau ist diejenige Farbe, die wir am unbewölkten Himmel, am Vergißmeinnicht, an der Kornblume wahrnehmen.

Weiß ich aber nicht schon im voraus, wie diese Gegenstände gefärbt sind, so wird niemand im stande sein, mir durch eine bloße Definition, oder selbst durch eine poetische Schilderung, die sich mit aller Kraft der Beredsamkeit an die nachgestaltende Phantasie wendet, eine Vorstellung von dem beizubringen, was er „blau“ nennt.

Schon hieraus ergiebt sich die Selbstverständlichkeit des oben erwähnten Sprach-Prozesses.

Bei einzelnen Farben-Nüancen, deren genaue Unterscheidung erst bei einem gewissen Kulturgrad Bedürfnis wurde, können wir diesen Prozeß in seinen verschiedenen Stadien auch ohne sprachgeschichtliche Kenntnisse und Erwägungen unmittelbar verfolgen.

Die schwingungsreichste Farbe des Spektrums, eine Mischfarbe zwischen Blau und Rot, nennen wir „violett“, französisch „violette“, d. h. Veilchen.

Hier fühlen wir zwar das ursprüngliche Substantivum noch deutlich heraus: aber das auf dem Wege

Digitized by Google

des gekürzten Vergleiches abgeleitete Wort „violett" ist bereits dergestalt avanciert, daß wir es ohne weiteres als ganz legitimes Farbewort verwenden, genau so wie „rot", „grün" oder „blau". Wir behandeln das ursprüngliche Substantivum als Adjektivum. Wir sagen „violetter Atlas", „violette Tinte", „violettes Band".

In früheren Zeiten, da der Entwickelungsprozeß von „violett" noch nicht so weit vorgeschritten war, sagte man lieber „violett-farbenes" oder „violett-blaues" Band. Vergleiche die alte volkstümliche Phrase: „Blau blümerant*), violett-blau Band". In diesem „violett-blau" liegt noch der ursprüngliche Vergleich: blau, aber nicht wie das gewöhnliche Blau (Himmel, Kornblume), sondern blau, wie das einen leisen Stich ins Rote zeigende Veilchen. Das französische „la violette" wurde vom Volk um so leichter verstanden, als das lateinische „viola" in der Form „Viole" schon längst in den deutschen Sprachschatz übergegangen war.

Aehnliche Farbenbezeichnungen, die uns noch jetzt als Dingwörter im Bewußtsein fortleben, sind: „lila", vom französischen „lilas", der Flieder, daher denn das kürzlich aufgetauchte „fliederlila" eine Tautologie bedeutet; ferner: „rosa", französisch „rose", von dem lateinischen rosa, die Rose; „orange", französisch orange, wahrscheinlich ein orientalisches Fremdwort, nicht mit „mala aurantia" (Goldäpfel) zusammenhängend; „pensée",

*) Dies „blümerant" ist das französische bleu mourant („ersterbendes Blau"), womit eine besonders zarte Schattierung bezeichnet wird.

Digitized by Google

französisch pensée, der Gedanke, Bezeichnung der Blume die wir „Stiefmütterchen" nennen.*)

Andere Farbwörter sind erst neuerdings eingeführt worden. So z. B.: „reseda", „bordeaux", „crème", „lachs", „tabak".

Der maßvolle Schriftsteller wird wohl heute noch lieber sagen: Ihr Kleid war resedafarbig oder resedagrün. Aber morgen vielleicht ändert sich sein Geschmack und sein Sprachgefühl. In „stilvollen" Modeberichten läßt man diese vermittelnden Zusätze seit lange schon weg, wie es denn in der That eben so logisch klingt: „Ihr Kleid war reseda", als: „Ihr Kleid war lila" oder: Ihr Kleid war „violett".

Je mehr sich — namentlich durch die Forderungen des Luxus und der durch ihn begünstigten Industrie — der Sinn für die einzelnen Farben-Nüancen schärft, um so zahlreicher werden derartige Neu-Schöpfungen dem Sprachschatz einverleibt werden. Im Deutschen hat dies verhältnismäßig größere Schwierigkeit, als etwa im Englischen, wo die Adjektiva nicht dekliniert werden. „Eine lilae Schleife" widerstrebt — vielleicht vornehmlich der undeutschen Vokalverbindung a-e wegen — einstweilen noch unsrem Genius.

---

*) Im Sanskrit wird „lotusäugig" (râjîva-lôcanâ) für „blauäugig" gesagt. Das eigentliche Wort für Lotus ist padma. Weiß, rot und himmelblau sind die häufigsten Färbungen des Lotus. Râjîva bezeichnet speziell den blauen Lotus. Vergl. Kellner, Sâvitrî, Erster Gesang, V. 20 und Anmerkung.

Digitized by Google

Genau wie mit diesen auch für den Laien noch durchsichtigen Farbenbezeichnungen verhält es sich mit den Farbenbezeichnungen überhaupt.

Wir sind geneigt, Wörter wie „schwarz", „braun", „gelb", „rot", „grün", „blau" 2c. für selbständige, scharfumgrenzte Begriffe zu halten, für Adjektiva, denen jegliche Anlehnung an Gegenständliches fremd ist.

Bei näherer Betrachtung stellt sich jedoch heraus, daß hier in jeder Beziehung derselbe Prozeß vorliegt, wie bei „lila", „orange", „violett", „pensée", „crême", „reseda", „bordeaux", „lachs" „tabak" 2c. Auch in den sinnverwandten Vokabeln der griechischen und lateinischen Sprache läßt sich die heimliche Identität mit einem konkreten Gegenstand überall nachweisen. Für unsere Zwecke reicht die linguistische Analyse der deutschen Farbwörter aus.

Beginnen wir mit der Verneinung der Farbe im physikalischen Sinne — mit „Schwarz". Das Wort „Schwarz" bedeutet ursprünglich „Rauch", „Brandqualm", „Ruß", „Schwalch", genau wie das lateinische ater, das lautlich zu asere, arere, ardere, trocken sein, brennen, gehört; — wovon ara, der Altar, die Brandopferstätte, der Herd —, (oft irrtümlich vom griechischen airein, erheben, abgeleitet). Das deutsche Wort „schwarz" (gotisch svarts, angelsächsisch svëart) stammt von einem altgermanischen Verbum svairan, das „brennen" bedeutet. Im Neuhochdeutschen lautet dies Verbum „schwären" d. h. „brennen", „brandig sein", von einer Wunde gebraucht. — „Brandige"

Digitized by Google

Stellen einer Wunde werden „schwarz“. — Das Wort „schwehlen“ — (wovon „Schwalch“) — ist nur eine Variante von „schwären“.

„Rot“ gehört zu dem Sanskritworte rudhira, und bedeutet „Blut“. Dieselbe Wurzel findet sich im griechischen e-ryth-ros, im lateinischen rut-ilus (rötlich) und im altnordischen rioda (blutig machen, mit Blut beschmieren, „röt-en“). Die angelsächsische Form für „rot“ ist read, die altfriesische rêd, die englische red, die schwedische röd.

„Gelb“, schwedisch gul, angelsächsisch gealeve, englisch yellow, mittelhochdeutsch gilwe, gel, noch jetzt volkstümlich „geel“ — (z. B. in dem Kinderlied: „Safran macht die Kuchen geel“) — italienisch giallo, spanisch gualdo, heißt „Glanz“, „Helle“. Es gehört zu dem altgermanischen Zeitwort galan, das „hell sein“ bedeutet, sowohl für das Auge wie für das Ohr. Im Angelsächsischen heißt galan geradezu „singen“ (z. B. in Kynewulfs Gedicht vom dreifachen Kommen Christi: „fûsleódh galan“ = ein Abschiedslied singen); altsächsisch galm bedeutet „Stimme“ (z. B. in der Evangelienharmonie „galm godes“ = die Stimme Gottes). Von dem Urworte galan, „hell sein“, leitet sich auch das deutsche „gellen“, englisch yell, ab (vergl. „schreiende“ Farben!), sowie die Nachsilbe in dem Wort: „Nachtigal“ = der Vogel, der in der Nacht laut ist, der in der Nacht singt. Die Wurzel gal- findet sich überdies im Lateinischen und im Griechischen: calare, kalein = rufen.

Digitized by Google

„Braun", angelsächsisch brûn, schwedisch brun, englisch brown, italienisch bruno, französisch brun, heißt „Brand" und gehört zum althochdeutschen brinnan, brennen. Es bleibe dahingestellt, ob man hier mehr die Farbe des Feuers (griechisch pyr) oder mehr die angebrannten („gebräunten") Gegenstände im Auge hatte. Ich glaube das Letztere, da brûn im Angelsächsischen nicht nur „braun", sondern überhaupt „dunkel" bedeutet (brûn-ecg = mit dunkler Klinge). Auch das italienische imbrunire = „dunkel werden", „Nacht werden", spricht für die von uns bevorzugte Annahme.

Zu brinnan gehört ferner „braten", sowie „Brot", angelsächsisch brâd, englisch bread, gleichsam das durch Feuer Zubereitete. Vergl. die beliebte Zusammenstellung: „Das braune Brot"; „Der Braten bräunt sich."

„Grau" heißt soviel wie „Geröstetes", hatte also ursprünglich eine mehr nach „braun" liegende Bedeutung, bis sich im Lauf der Jahrhunderte eine Begriffswandlung vollzog, für die es auf allen Gebieten sprachlicher Untersuchung Analogieen giebt. Das Wort lautet im Angelsächsischen gräg und scheint dort bereits „grau" zu bedeuten: wenigstens heißt der Brustharnisch „gräg-hama", von der Farbe des Eisens. Die schwedische Form ist grå, die dänische graa, (sprich: gro). Ob das deutsche greis und das hiervon abgeleitete französische gris direkt mit „grau" zusammenhängt, ist einigermaßen fraglich.

„Grau" gehört zu einem verloren gegangenen Wort griuban, rösten, wovon unser „Grapen", „Gropen",

Digitized by Google

„Kroppen", althochdeutsch griupo (die Röstpfanne) sowie die „Griebe", niedersächsisch greve, griefe, ein geröstetes, angebratenes Speckstückchen. Vergl. auch englisch griddle (Rostpfanne, Kuchenpfanne), sowie französisch griller und schwedisch grädda = rösten.

„Grün" bedeutet „Vegetation", „Pflanze", „Wachsendes". Es gehört zu einem altgermanischen Zeitworte granan, (lateinisch cre-scere, wachsen), wovon neuhochdeutsch „Gras" und englisch grass. Vergleiche englisch „grow" (wachsen), angelsächsisch grôvan (wachsen, grünen). Die altsächsische Form des Eigenschaftswortes lautet grôni, die angelsächsische und altfriesische grêne, die englische green, die schwedische und die dänische grön.

Eine ganz analoge Entwickelung zeigt uns das lateinische Wort viridis (ursprünglich visidis), das ebenfalls „grün" bedeutet. Es entstammt einer Wurzel vis-, vir-, = saftig, kräftig sein. Hiervon das Zeitwort virere, im Saft stehen, grünen (von der Vegetation gebraucht); vis, die Saft- und Kraftfülle; vir, der in voller Kraft stehende Mensch, der Mann; virus, der Saft im prägnanten Sinne, der Giftsaft: (das deutsche „Gift" heißt ursprünglich auch nur ganz allgemein „Gabe", „Gegebenes"); virtus, die aus der Kraftfülle folgende Tüchtigkeit, die Tapferkeit, die Mannestugend.*)

Und „Blau"?

*) Vergleiche hierzu die Sanskritwörter vîrya, Kraft, Heldenmut, vîra, Held, vriksha, Baum, vriddhi, Wachstum, vriddha, herangewachsen, alt, weisheitsvoll, vrishî (auch brisî), die Rasenfläche.

Digitized by Google

Diese Farbenbezeichnung macht einige Schwierigkeiten. In den älteren deutschen Mundarten deckt es sich vielfach mit dem Begriffe des Dunkeln, Düsteren, nahezu Schwarzen. Der Umstand, daß das Griechische für „blau" gleichfalls Bezeichnungen hat, die nebenher noch „dunkel" und „schwarz" oder doch „schwärzlich" bedeuten, ist, beiläufig gesagt, der Anlaß zu der bekannten Streitfrage geworden, ob das Auge des Zeitgenossen Homers überhaupt schon die blaue Farbe als Blau empfand, oder ob sich die Fähigkeit der menschlichen Netzhaut, das Blau als besondere Farbe zu perzipieren, erst in den letzten dreitausend Jahren entwickelt habe. Wir werden auf diese Debatte noch weiter unten zurückkommen.

Ich bringe das Wort „blau" — dänisch blaa (sprich blo), angelsächsisch bleó, bleóv, englisch blue, französisch bleu — mit einem altgermanischen Verbum blavan, englisch blow, deutsch „blähen", „blasen", lateinisch flare, zusammen und interpretiere es „Wind", „Brise", „Sturm".

Die Meeresfläche, die bei unbewegter Luft ganz lichtblaue, ja mitunter weißliche Tinten zeigt, wird sofort dunkelblau, wenn die Brise darüber hinfährt und jene vereinzelten Schaumkämme erzeugt, die man in Frankreich „moutons" benennt.

Das Meer aber mit seinen gewaltigen Eindrücken beherrscht das alte Germanentum vollständig. Die Goten (Guttones), eh' sie nach Süden zogen und Wohnsitze am Eingang der Balkanhalbinsel ertrotzten, hausten am Sinus Venedicus, im heutigen Ostpreußen, und

Digitized by Google

waren so gut Seefahrer, wie die Rugier, die Friesen, die Angeln, die Sachsen, die Skandinavier.

Wurde nun dieses Wort „blau", das ursprünglich „bewegte See" bedeutete, zur Charakterisierung anderer Gegenstände verwendet, so hing es von dem Belieben des Sprechers ab, ob er als Aehnlichkeitsmoment mehr die Farbe oder die Lichtstärke, mehr das „Blaue" oder das „Dunkle" im Auge hatte.

Die Edda bezeichnet den Raben als blae-ingur.

Hier überwog also die Vorstellung des Dunkeln, die Empfindung, daß die Farbe des Raben einen diametralen Gegensatz bilde zu dem lichten Gefieder etwa der Möwe oder der Taube.

Ungefähr analog ist der Vorgang im Griechischen, wo „kyanos" bald das Blau der Meerflut, bald die Dunkelheit eines Gewandstoffes oder des Haupthaars bezeichnet. Uebrigens sprechen auch wir von „blauschwarzem" Haar, ja selbst von dem „blauschwarzen" Gefieder des Raben.

Das Wort „blau" hat im Neuhochdeutschen die eine Hälfte seiner Bedeutung („dunkel") verloren; nur die Bedeutung der Farbe ist übrig geblieben. Eine ähnliche Schwankung jedoch, wie bei dem germanischen Urwort und dem griechischen kyanos findet sich im Neuhochdeutschen hie und da noch bei anderen Farbwörtern. So überwiegt bei „grün" bald die Farbe und bald der Begriff des (noch nicht abgeschlossenen) Wachstums — dergestalt, daß Jemand mit vollem Rechte den scheinbar unsinnigen Satz bilden konnte: „Wenn die Blau-

Digitized by Google

beeren noch grün sind, dann sind sie rot.“ „Grün“ bedeutet hier unreif, wie — übertragen — in der Verbindung „grüner Junge“, „Gründeutschland“. Auch sagen wir „weißer Wein“, obgleich die Farbe des Weißweins eigentlich gelb ist. Es kömmt uns in diesem Falle mehr auf die Betonung der Helligkeit, als auf die Farbe an, genau wie dem Griechen und Italiener, wenn er den Rotwein schwarz nennt — (melas, nero). —

Aus dieser scheinbaren Unsicherheit in der Bezeichnung der Farbe darauf schließen zu wollen, daß die subjektive Fähigkeit, die Farben wahrzunehmen, unausgebildet sei, ist offenbar ein Trugschluß.

Für die Gegenwart läßt sich dies augenblicklich nachweisen. Der Deutsche wird auf eine etwaige Interpellation antworten: „Ich bin mir vollkommen bewußt, daß ich den sogenannten Weißwein gelb sehe.“ Der Italiener wird antworten: „Der Schwarzwein ist eigentlich dunkelrot.“

Die alten Griechen aber kann ein Skeptiker unseres Jahrhunderts nicht mehr zur Rede stellen, und so hat denn der englische Staatsmann Gladstone aus der Thatsache, daß bei dem Sänger der Odyssee und der Ilias sowohl das Meer als auch das dunkle Trauergewand der Thetis „kyanos“ genannt wird, die höchst übereilte Folgerung gezogen, die Griechen hätten für die Empfindung der blauen Farbe überhaupt kein Organ besessen.

Der gleichfalls nicht zu leugnende Umstand, daß die Bezeichnung des Grünen (chloros) auch „blaß“,

Digitized by Google

„fahl", „gelblich" bedeutet, läßt Herrn Gladstone diese ungünstige Meinung über das Sehvermögen der Griechen noch weiter ausspinnen, bis er dann schließlich zu dem Ergebnis gelangt, die alten Hellenen hätten überhaupt mehr Helligkeitsunterschiede, als Farben gesehen; die Welt wäre also für sie eine Art Kreide- oder Bleistiftzeichnung gewesen.

Schon aus dem Wenigen, was wir vorhin über die Wandlungen und Begriffsschwankungen im Gebiete der Farbwörter gesagt haben, wird sich der Leser zu dieser kühnen Behauptung, die übrigens heute noch in der gelehrten Welt ihre Anhänger hat, die nötigen Randbemerkungen bilden.

Hier sei noch das Folgende beigebracht.

Der Begriff des Grünen fällt auch für spätere Generationen mit dem des Fahlen, Blassen, Gelblichen vielfach zusammen.

Bei Shakespeare heißt greensickness (Grünkrankheit) dasselbe, was der Neuhochdeutsche „Bleichsucht" nennt.

Die eigentümliche Fahlheit, die durch gewisse Leidenschaften auf dem menschlichen Antlitz erzeugt wird, nennen wir „grün und gelb". — „Er ärgert sich grün und gelb;" — „Sie wird vor Neid grün und gelb." Das sind allgemein gültige Redensarten.

Die Engländer sagen ferner: „She looks quite green" — (sie sieht ganz grün aus), — um die eigentümliche Blässe zu kennzeichnen, die nach durchtanzter Nacht auf dem Angesicht einer reizbaren jungen Dame brütet.

Digitized by Google

Ein Gladstone der Zukunft würde hieraus den Schluß ziehen:

„Bei den Deutschen und Engländern des zweiten Jahrtausends war die Fähigkeit, das Grüne und Gelbe zu sehen, noch nicht entwickelt: denn mit dem Worte „grün" bezeichneten sie gleichermaßen die Farbe des Grases wie die eines bleichen Mädchengesichts. Den Rheinwein empfanden die Deutschen als weiß, das gelbe Gold noch vielfach als rot, denn die Wendung „rotes Gold" findet sich bei den Dichtern des neunzehnten Jahrhunderts fast noch ebenso oft, wie bei den Angelsachsen — vergl. Aelfrics Sermones catholici." *)

So spräche der neue Gladstone — und ganz gewiß mit dem nämlichen Recht, wie der alte.

Hiermit scheint mir die an und für sich so unwahrscheinliche Theorie des britischen Staatmanns und seines Apostels Lazarus Geiger hinlänglich widerlegt, ohne daß es des umständlichen naturwissenschaftlichen Apparates bedürfte, den Carus Sterne in seiner Abhandlung „Ueber die Entwicklung des Farbensinnes" beigebracht hat.

Dreitausend Jahre sind in der Entwicklungsge-

---

*) Eine hierher gehörige Stelle (Thorpe, Homilies of the Anglosaxon church, part. 1, vol. 2, p. 117) lautet z. B.: He eode ær his gecyrrednysse geond Romana burh mid pællenum gyrlum and scinendum gymmum and *readum golde* gefrætevod. („Er ging vor seiner Bekehrung durch die Stadt Rom, mit seidnen Gewändern und strahlenden Perlen und rotem Golde geschmückt.")

Digitized by Google

schichte der Menschheit ein so verschwindend kleiner Zeitraum, daß die Möglichkeit eines so ungeheueren Fortschrittes, wie ihn der Uebergang von der angeblichen Farbenblindheit der Griechen zu unserem ausgebildeten Unterscheidungsvermögen darstellt, von vornherein bis zum Beweise des Gegenteils abgelehnt werden muß.

Was Gladstone anführt, erklärt sich auch ohne die Annahme einer so unglaublichen Wandlung.

Folglich ad acta mit seinen Phantasmen!

Sind wir nicht farbenblind, weil wir „grün vor Neid", „rotes Gold", „Weißwein" und „blaue Bohnen" (für „graue Bleikugeln") sagen; sind die Italiener nicht farbenblind, weil sie den Rotwein schwarz nennen, so braucht natürlich auch Hellas nicht farbenblind gewesen zu sein, bloß um seiner etwas laxen Verwendung der Ausdrücke chloros, glaukos, kyanos willen.

Digitized by Google

Allgemeinwörter zur Bezeichnung von Einzeldingen.

Die Ueberschrift dieses Kapitels klingt dem modernen Leser, der an geistvolle Knappheit gewöhnt ist, wohl etwas schwerfällig. Dafür hat sie den Vorzug, daß sie mit klarer Vollständigkeit eine Thatsache ausspricht, deren Vorherrschen hier erörtert und durch einige überraschende Beispiele dargethan werden soll.

Der Mensch, der seine Sprache rein mechanisch erlernt, indem er den Eltern, Geschwistern und Pflegern nachlallt, bildet sich ein, jedes erlernte Wort bezeichne nun den betreffenden Gegenstand ganz ebenso individuell, wie dieser Gegenstand selber sich von den übrigen — anders genannten — Dingen abhebt. Das Haus ist von dem Garten, dem Himmel, dem Eisen, der Sonne, dem Ohr gänzlich verschieden; dementsprechend wohnt auch dem Worte „Haus“ etwas ganz Spezifisches, nur auf den Begriff „Haus“ Zugestutztes, allem übrigen Fernliegendes inne. So folgert der naive Alltagsverstand.

Wie vollkommen selbstverständlich, erschöpfend und deckend uns die Bezeichnungen im Verhältnisse zu den

Digitized by Google

Dingen erscheinen, das geht aus einer charakteristischen Anekdote hervor, die Lazarus in seinem „Leben der Seele“ berichtet. Ein Deutscher, der in Paris war, kommt nach Hause und teilt seine Erfahrungen mit. „Kuriose Leute, diese Franzosen,“ — spricht er zu einem Freund; — „statt Brot sagen sie du pain.“ — Der Freund versetzt: „Jedes Land hat seine Art. Die sagen du pain, wir sagen Brot.“ — „Ja,“ ereifert sich nun der erste, und es ist doch auch Brot!“ — Diesem Manne war also das Wort und das Ding so unlöslich zusammengewachsen, daß er die fremdsprachliche Bezeichnung für eine Art von Verrücktheit hielt. Er meinte: „Es ist Brot und heißt Brot.“ Daß ein Franzose ihm hätte erwidern können: „Es ist du pain und es heißt du pain“ — dieser Gedanke hing ihm zu hoch. — Er hielt, wie Lazarus sagt, das Wort für die Eigenschaft, für die wirkliche und wahrhaftige Anschauung des Dinges.

Der Leser mag über die hochgradige Einfalt dieses Naturburschen lächeln; aber wir alle stehen ein wenig unter dem Banne ähnlicher Mißverständnisse. Auch wir glauben, in dem Worte „Brot“ stecke alles, was für den Gegenstand charakteristisch sei; das Wort „Brot“ habe von Anfang an gar nichts andres bezeichnen können, als das so und so aus Korn, Weizen ꝛc. geknetete und gebackene Nahrungsmittel.

Sehen wir näher zu, d. h. wandeln wir auf dem ungeheuren Wege der Sprachentwickelung an der Hand der Forschung zurück, so ergiebt sich die Thatsache, daß

Digitized by Google

den Einzelbezeichnungen ursprünglich ganz und gar nicht das anhaftet, was der Gebrauch ihnen nach und nach zugelegt hat, sondern daß sie zumeist einen viel allgemeineren, weit farbloseren, ja mitunter den allgemeinsten Begriff enthalten, der sich vorstellen läßt: den des bloßen Thuns oder Machens.

Das Wort „Brot" enthält z. B. von Haus aus nur den Begriff der Hitze. Es ist von dem gleichen Stamme wie „braun" und „Braten", und weist auf das gotische Zeitwort brinnan (neuhochdeutsch brennen) zurück, wovon auch das gotische Wort brinno (Fieber) stammt.

„Brot" und „Braten" sind also beide ihrem Begriffe nach weiter nichts, als die durch Hitze zubereitete Speise. Das Schicksal hat es gewollt, daß „Brot" nach seiner Wanderung durch die Jahrhunderte zufälligerweise das Korngebackene, „Braten" das geröstete Fleisch bedeutet.

Jenes gotische brinnan aber, von welchem wir „Brot," „Braten" und „braun" ableiten, hat die Bedeutung „heiß sein", „brennen" schwerlich von Urbeginn an besessen; vielmehr ist es wahrscheinlich, daß die Wurzel brinn- sich lediglich, wie so zahlreiche Zeitwortstämme, auf eine besondere Art der Bewegung, nämlich auf eine wellenartige bezog und gleichermaßen von der Wellenbewegung des Wassers, wie von der hin und her züngelnden Flamme gebraucht wurde. Denn zu der gotischen Wurzel brinn- gehört auch brunna = der Quell. Die Aehnlichkeit zwischen der rieselnden

Digitized by Google

Bewegung des Wassers und der züngelnden des Feuers springt in die Augen.

Wir sind hier also von einem so höchst konkreten Begriffe wie „Brot“ zu dem ganz allgemeinen der Wellenbewegung gelangt, — zwei Pole, zwischen denen uns kaum noch eine Beziehung zu walten scheint.

Es sei uns verstattet, den gleichen Weg noch mit einigen andern der alltäglichsten und konkretesten Wörter zurückzulegen, um dann später dem Leser zu zeigen, daß dieser Prozeß des Spezialisierens, der hier auf Jahrhunderte und Jahrtausende ausgedehnt ist, sich noch unmittelbar vor unseren Augen vollzieht, und zwar derart, daß wir neben dem spezialisierten Wort noch das Wort mit dem Allgemeinbegriff kennen und im Gebrauch haben. Wenn dann einst später, nach Jahrhunderten und Jahrtausenden das Allgemeinwort verloren gegangen und nur das Spezialwort übrig geblieben sein sollte, so wäre es die Aufgabe einer zukünftigen Sprachforschung, für diese Wörter genau das Nämliche darzuthun, was wir im vorstehenden bezüglich der Wörter „Brot“ und „Braten“ erhärtet haben, und was wir im folgenden bezüglich einiger anderer Spezialwörter noch zu erhärten gedenken.

Das Wort „gerben“ hat für uns eine äußerst spezialisierte Bedeutung; wir verstehen darunter die Behandlung frischer Tierhäute vermittelst der Lohe, d. h. eines Stoffes, der diese Häute in einen haltbaren, der Verwesung nicht mehr unterworfenen Zustand versetzt.

Digitized by Google

Wen überraschte es nicht zu erfahren, daß dieses Wort „gerben" ursprünglich den oben erwähnten allgemeinsten Begriff, den des „Machens", enthält? In der That — „gerben" heißt „machen". „Gerben" gehört zu unserm Eigenschaftswort „gar" — (der Gerber sagt noch heute: „das Leder ist gar") — und dieses „gar" heißt „gemacht", „fertig", „zubereitet". Vergleiche das angelsächsische gearvian = machen, bereiten, vor allem aber das neudänische gjöre, den alltäglichen Ausdruck für „machen" in all den Verbindungen, in welchen der Deutsche dies Zeitwort anwendet.*)

Die Wörter „Zweig", „Zwirn", „Zweifel" und „Zwist" bezeichnen vier sehr spezialisierte und sehr klar voneinander geschiedene Dinge. Und dennoch haftet dem „Zweig" — vergl. unser Kapitel über das Zahlwort Zwei — nichts an von dem Sprießen und Blühen, nichts von dem Laub- und Früchtetragen, nichts von dem köstlichen Grün des erwachenden Lenzmorgens. Ebenso hat der „Zwirn" absolut nichts mit dem Nähen und der Nadel — überhaupt nichts mit seiner Verwendung zu thun. Dem „Zweifel" wohnt ursprünglich nichts von der philosophischen Sammlung, von dem Grübeln, Erwägen und Forschen inne, das wir jetzt unlöslich mit ihm verbinden. Nur bei dem „Zwist" schwebt uns — freilich in etwas verblichener Weise

*) Das dem deutschen „gar" entsprechende Sanskritwort **kara** (nur in Zusammensetzungen üblich) heißt „machend"; z. B. **divakara**, der Tagmachende = die Sonne. Dies **kara** gehört zu der Wurzel **kṛi**, **kar**; Präsens **karômi**, ich mache.

Digitized by Google

— der Urquell der vier genannten Wörter vor, das Zahlwort „zwei“ nämlich, gotisch tvai, lateinisch duo, griechisch dyo, sanskrit dva. Der Zweig bedeutet — wie in dem angezognen Kapitel erörtert — ursprünglich die Entzweiung, die Zweiteilung, die Gabelung des Astes. „Zwirn“ ist der „Zweifaden“, d. h. der aus zwei Fäden zusammengedrehte. Der „Zweifel“ ist buchstäblich der Herkules an den zwei Wegen, der Gemütszustand, der nicht weiß, für welches Ding unter zweien er sich entscheiden soll. Und „Zwist“ bedeutet ursprünglich just wie „Zweig“ die „Entzweiung“ im räumlichen Sinne. Die moralische Bedeutung ist von der konkreten erst abgeleitet. Vergleiche das lautlich identische englische twist, das überraschenderweise „Zwirn“ und „Zweig“ bedeutet.

Als letztes Beispiel der Uebertragung eines Allgemeinbegriffs auf ein sehr spezialisiertes Ding sei hier das Wort „Arm“ erwähnt.

„Arm“, gotisch arms, weist auf eine Wurzel ar- zurück, die soviel bedeutet wie thun, machen. Der Arm ist also das Glied der Thätigkeit. Zu dieser Wurzel gehört gotisch aírtha, althochdeutsch irda und später erda = die Erde, der bearbeitete Grund; ferner das griechische arûn, das lateinische arare, das russische orati, das gotische arjan, das litthauische arti, die sämmtlich ackern bedeuten; sowie das althochdeutsche aran = die Ernte; vergleiche das angelsächsische earnian, englisch earn = verdienen, „ernten“. Auch lateinisch ars = die Leistungsfähigkeit, die Kunst, griechisch aretê = die

Digitized by Google

Tugend, die Tüchtigkeit, aristos = der Beste, der Leistungsfähigste, stammen von diesem ar-, wonach also in dem Worte „Aristokrat“ die nämliche Wurzel steckt wie in „Ernte“, „Erde“ und „Arm“, — ein Zusammentreffen, das zu gewissen kulturhistorischen Betrachtungen herausfordern könnte.

Wie verhält sich nun das Eigenschaftswort „arm“ = mittellos, bedürftig, zu dem Hauptworte „Arm“?

Der Laie ist selbstverständlich geneigt, beide Wörter für absolut verschieden zu halten. Der bloße Gleichlaut beweist in der That nichts. Beispiele völliger äußerer Identität bei innerer Verschiedenheit giebt es in allen Sprachen zu Dutzenden. Hier aber scheint die Gleichheit der Abstammung kaum zu bezweifeln. Der Begriffsübergang erhellt aus dem Gotischen. Dort giebt es ein Zeitwort arman — von arms, der Arm, abgeleitet. Dieses Wort bedeutet soviel wie „in die Arme nehmen“, „einen ans Herz ziehen“, „sich erbarmen“, „Almosen geben“; vergleiche das gotische armaio = die Barmherzigkeit, das Almosen. (Das deutsche Wort Almosen, von dem griechischen eleemosyne, heißt ursprünglich auch nur Erbarmen, Mitleid). Der „Arme“ ist sonach derjenige, der Mitleid und Almosen begehrt oder empfängt; wie denn das gotische Eigenschaftswort arms (arm) in erster Linie „bemitleidenswert“, „elend“ heißt; später erst hat sich der Begriff der Mittellosigkeit, der „Armut“ in unserm Sinne herangebildet. Unter Armut verstehen wir jetzt ausschließlich die materielle Bedürftigkeit, während wir das Eigenschafts-

Digitized by Google

wort „arm“ noch in dem ursprünglichen Sinne anwenden. Wir sagen: „Das arme (bemitleidenswerte) Kind hat sich eine Beule gestoßen.“ Aber wir sprechen nicht mehr von der „Armut“ des Kindes, dem das begegnet ist, oder gar von der „Armut“ des „armen“ Freundes, der seine Frau verloren hat.

Zeigen wir jetzt zum Schluß, daß die Sprache, wie schon oben erwähnt, noch unausgesetzt am Werk ist, Allgemeinwörter zu spezialisieren und so ihren Wortschatz zu mehren, — ganz analog den Mehrungen der Vergangenheit.

So besitzen wir erst seit kurzem den „Läufer“ als Bezeichnung für eine Decke, die über Korridore, Treppen 2c. führt. Das Wort bedeutet aber doch eigentlich nur „das Laufende“, ohne nähere Angabe, wo und wohin und für welche Zwecke es läuft. *)

Das Gleiche gilt von dem Worte „Setzer“.

Was kann man nicht alles setzen! Kleine Kohlpflanzen ins Beet und Schulkinder auf die Bank; Narrheiten sich und anderen ins Hirn, Vertrauen auf seine Zukunft, den Hut und den Helm auf das lockenumwallte Haupt. Daß es nun gerade Bleilettern sind, die der Setzer setzt, das steckt ebensowenig in dem Wort, wie der Backofen und das Mehl in dem Brot. Die noch nicht gar ferne zurückliegende Erfindung der Buchdruckerkunst bürgt uns dafür, daß diese Neu-

*) Vergleiche die Bemerkungen unseres ersten Kapitels über „Serviette“ 2c.

Digitized by Google

schöpfung innerhalb unseres Neuhochdeutschen stattgefunden hat.

Mit dem ganz allgemeinen Wort „Hörer" bezeichnet man in Oesterreich den Studenten, der eine Vorlesung hört.

Der „Dreher" dreht nicht etwa den Mantel nach dem Winde oder die Drehscheibe auf dem Bahnhof oder die Kurbel einer Maschine, sondern das Holz, das er mit seinen Werkzeugen peripherisch bearbeitet, das er „drechselt"; denn „Drechsler" ist das nämliche Wort mit anderer Auslautung.

Digitized by Google

Musikalisches in der Sprache.

Ich winde mir einen Strauß. — Um auszudrücken, daß diese Thätigkeit in der Gegenwart stattfindet, gebrauche ich die Zeitwortsform winde, die sogenannte Gegenwartsform. Ganz in der nämlichen Absicht verwende ich in dem Satz: „Ich kaufe mir Brot“ die Gegenwartsform kaufe.

Verlegen wir nun beide Thätigkeiten in die Vergangenheit. Dann lauten die Sätze wie folgt: „Ich wand mir einen Strauß“; „Ich kaufte mir Brot“. Oder, mit einer Variante in der Bedeutung: „Ich habe mir einen Strauß gewunden“; „Ich habe mir Brot gekauft“.

Auch dem grammatikalisch ungeschulten Naturmenschen fällt hier alsbald die Verschiedenheit auf, mit welcher die zwei zur Verwendung gelangten Thätigkeitswörter winden und kaufen die nämliche Zeitveränderung ausdrücken. Im ersten Falle wandelt sich innerhalb des Thätigkeitswortes der Wurzelvokal: das i in winde wird a (wand) und u (gewunden). Im zweiten Fall bleibt der Wurzelvokal au unverändert: kaufe, kaufte, gekauft.

Digitized by Google

Diese Verstufung des Wurzelvokals von dem höheren i zu dem tieferen a und dem noch tieferen u nennt man den Ablaut. Er bedeutet recht eigentlich das musikalische Element in der Sprache und ist von Gesetzen abhängig, deren Betrachtung überall zu den merkwürdigsten Resultaten führt. „Alle sonstigen Vokalveränderungen der Sprache — sagt Jakob Grimm — geschehen gleichsam auf ihrer Oberfläche; sie greifen nicht in die eigentliche Gestaltung der Wortwurzeln ein. Der Ablaut dagegen führt uns tief in die innere Werkstatt des Sprachgenius; er ist uralt und geht weit über unsere historischen Denkmäler hinaus; je höher wir aufsteigen können, desto reicher tritt er entfaltet vor unsere Augen. Alle Wortbildungen sind von ihm beherrscht und fügen sich seiner Regel, durch welche zugleich die Anmut und der Wohllaut bedingt erscheinen, deren die deutsche Zunge mächtig ist. Wie dürfte er als ihre wesentlichste, lebendigste Kraft verkannt werden!“

Außer der oben erwähnten Ablautreihe i—a—u giebt es noch vier andere, die dem erfahrenen Leser aus den sogenannten unregelmäßigen (richtiger: starken) Thätigkeitswörtern bekannt sein werden. Wir sehen hier von diesen vier anderen Ablautreihen geflissentlich ab. Die Reihe i—a—u ist unzweifelhaft die am vollsten und wirksamsten ausgeprägte, auch die im Sprachgefühl der Germanen am tiefsten begründete; vielleicht schon deshalb, weil sie in unverfälschter Form die drei kurzen germanischen Urvokale enthält — Vokale,

Digitized by Google

die zueinander in einem klar zu definierenden musikalischen Verhältnisse stehen.

Der Vokal par excellence, die erste sprachliche Offenbarung der menschlichen Stimmwerkzeuge, ist das noch heute mit Recht an der Spitze sämmtlicher Lautverzeichnisse (Alphabete) figurierende a.*) Darwin lehrt, die Entwickelungsgeschichte des Individuums wiederhole in abgekürzter Form die Entwickelungsgeschichte der Gattung. Dementsprechend ist a, dieser eigentliche Natur- und Urlaut, auch derjenige Vokal, in welchem das erste Stammeln des Kindes zum Ausdruck gelangt. Das Kind lallt (tonmalendes Wort!): ma, pa, später ma-ma, pa-pa. Die Bezeichnungen für die Eltern sind, namentlich in den älteren Sprachen, vielfach diesen Lallsilben entnommen: griechisch pater (Vater)**), dorisch mater (Mutter), lateinisch pater und mater, italienisch padre

*) Ich erinnere daran, daß die uralte Sanskritwurzel ah- soviel wie sprechen, sagen bedeutet. Beweis für das hohe Alter der Wurzel liegt in dem Umstand, daß sie in der uns überlieferten Sprache, soweit wir dieselbe zurückzuverfolgen imstande sind, bereits defektiv geworden ist und nur in den Formen âttha (du sagtest), âha (er sagte), âhatus (sie beide sagten) und âhus (sie — viele — sagten) gebraucht wird. Vergleiche hierzu das gleichfalls defektive lateinische ajo. Das indogermanische Wort für sprechen lautet also buchstäblich „a-machen".

**) Die Wurzel pat- (gotisch fodjan, neuhochdeutsch füttern; vergl. hierzu das griechische paesthai und das lateinische pasco, weiden) heißt so viel wie ernähren. Das widerspricht jedoch keineswegs der hier angedeuteten Genesis aus dem Lallwort.

Digitized by Google

und madre, international papa, mama. Das a repräsentiert gewissermaßen die Normaltonlage.

Demgegenüber bedeutet i eine Erhöhung — ungefähr um die Terz — und hiermit eine Verdünnung, Verspitzung, Verfeinerung. Das Mittelglied zwischen dem a und dem i ist das e, das in verschiedenen Sprachen (französisch, neugriechisch) noch jetzt vielfach durch die Kombination von a und i (ai) bezeichnet wird. Französisch mais (aber), sprich mè; neugriechisch kai (und), sprich tschè.

U bedeutet dem a gegenüber eine Vertiefung, ebenfalls ungefähr um die Terz, und hiermit eine Verdickung, Verstumpfung, Verdumpfung. Das Mittelglied zwischen dem a und dem u ist das o, das in verschiedenen Sprachen noch jetzt vielfach durch die Kombination von a und u (au), bezeichnet wird. Französisch aube (Morgenröte), sprich ôb'; chaud (warm), sprich schô.

Während also dem a, dem Normalvokal, etwas Ruhiges, Klares, Befriedigtes, in sich Vollendetes innewohnt, liegt im Charakter des i etwas Unruhiges, Unbefriedigtes, der Ergänzung Bedürftiges und über die Norm hinaus Lebhaftes und Bewegliches. Bei einer großen Anzahl von Wörtern mit i-Wurzeln kommt uns dies heute noch zum Bewußtsein. Man denke an den flüchtigen, pfeilschnell dahinsausenden Hirsch, an den rastlos pfeifenden Wind, an Wimpel und Wimper, die beide sich unaufhörlich bewegen, an Schiff und Fisch, an flatternde Zipfel und wiegende Wipfel; an Thätigkeitswörter wie zittern, blinzeln, zwitschern,

Digitized by Google

klimpern, schwingen, wippen, wischen; an Substantiva wie Griff, Schritt, Stich, Tritt, Biß, Riß, denen sämmtlich der Charakter einer gewissen Plötzlichkeit und Heftigkeit innewohnt; und, last not least, an die schnellste Bewegung im Weltall, an die des elektrischen Funkens, die wir als Blitz bezeichnen. Der elektrische Funke des Geistes — der Witz — reimt hierauf mit verblüffender Accuratesse. Aus seinem reich entwickelten Sprachinstinkte heraus verleiht daher Friedrich Spielhagen einer witzigen, windigen, schwindlerisch brillierenden Nebenfigur in dem Roman „Problematische Naturen" den Namen „Timm".*)

Wie ganz anders die a-Wurzeln! Wie stark und wie klar, wie hart und wie blank! Der Mann reicht dir die Hand, und alles ist abgemacht! Der schlanken Tanne im Walde gleicht sein stattliches Wachstum; sein Antlitz strahlt von Adel und Kraft. Den Stamm der Lanze hält er als Waffe im Arm und wandelt zur Walstatt . . .

Auch an Wörtern, bei denen sich der ursprüngliche Charakter des u nachfühlen läßt, herrscht in der deutschen Sprache kein Mangel, obschon uns die Lautsymbolik hier etwas weniger greifbar erscheint. Im Gegensatz

*) Im Sanskrit werden von der Wurzel **hrad-** zwei Wörter gebildet, das eine mit einem i, das andere mit einem u. Das i-Wort — hrâdini — bedeutet Blitz; das u-Wort — hrâduni — bedeutet Sturm, Unwetter. (Die Sanskritwurzel **hrad-** entspricht der griechischen Wurzel **chlad-**, wovon **chalaze**, der Hagel.)

Digitized by Google

zu dem unbefriedigten, ewig beweglichen i wohnt den u-Wurzeln eine gewisse Gedrücktheit, eine Art von Resignation und Trübseligkeit inne. Das i fliegt, das a rastet, das u ruht; wobei ich das Ruhen als ein gesteigertes Rasten interpretiert wissen will. Das blitzende Licht wird im u unter die einfache Klarheit hinab verdunkelt. Das i ist sanguinisch, das u melancholisch oder phlegmatisch, das a hat den wohltemperierten Normalcharakter, der nicht zu Excessen neigt. Als Beispiele für derartig kolorierte u-Wörter nennen wir nur die folgenden, bei denen der Leser sich die erläuternden Glossen hinzudenken mag: Furcht, Dunst, Schlucht, Kluft, Schuld, Sumpf, Druck, Gruft, Kummer, stumm, dumm, dulden, lunzen (mundartlich = schlaff, schläfrig sein; im Mittelhochdeutschen sehr gebräuchlich).

Um unser Thema nach Möglichkeit zu vereinfachen, lassen wir das Verhältnis von a zu u im folgenden unbeleuchtet und beschränken uns auf das ohnehin musikalisch weit interessantere Verhältnis von a zu i.

Der oben gegebenen Charakteristik entspricht es vollständig, wenn das Ablautgesetz bei den hierher gehörigen Thätigkeitswörtern für die Gegenwart i, für die Vergangenheit a fordert.

Der noch nicht zur Stabilität gelangten Gegenwart — „ich winde, ich binde, ich springe, ich klinge“ — ziemt der Vokal i; der Vergangenheit, die ihre Obliegenheiten gleichsam besorgt hat und hierdurch in den Normalzustand wieder eingetreten ist, ziemt der Vokal a: „ich wand, ich band, ich sprang, ich klang.“

Digitized by Google

Oben bereits ist erwähnt worden, daß dieser Uebergang von i in das a musikalisch genommen etwa der absteigenden Terz entspricht.

Die absteigende Terz wird in der That auch sonst bei der Hervorbringung zweier Töne derart in Anwendung gebracht, daß der erste der beiden Töne weckt und aufrüttelt, während man nach dem zweiten länger verharrt, gleichsam den Atem anhaltend, um zu lauschen, ob eine Wirkung erfolgt ist.

Sofort drängt sich uns hier der Lockruf gewisser Vögel, z. B. des Kuckucks, auf. Die musikalische Komposition des Volksliedes „Kuckuck, Kuckuck ruft's aus dem Wald" wendet denn auch mit Recht für die Silben „Kuckuck" die absteigende Terz an. Ferner gehört hierher die — natürlich unbewußt eingeführte — Tonmeldung unserer Eisenbahntelegraphen, denen sogar eine unverkennbare Aehnlichkeit mit dem Kuckucksruf innewohnt. Wer darauf acht hat, in welchem Tonfall namentlich Frauen, die der Natur noch näher stehen als der Mann, zweisilbige Namen auf eine weite Entfernung hin rufen, der wird konstatieren, daß dies meist in der absteigenden Terz geschieht: Ru-dolf! E-rich! Os-kar!

Wie stark der musikalische Genius der Sprache bei besonderen Veranlassungen — hier also beim Rufen, aber auch sonst, sobald nur eine gewisse Lebhaftigkeit der Diktion, eine das Alltagsmaß überschreitende Drastik des Ausdruckes vorwaltet — nach dieser Terz, oder, linguistisch geredet, nach dem Aufgipfeln des Vokalismus

Digitized by Google

„Klingklang", „Singsang". Nirgends aber, soweit wir im i-Laute und der dann folgenden Rückkehr zum a-Laut hindrängt, das erkennen wir aus der Unmasse beinahe durchweg volkstümlicher Zusammensetzungen und Nebeneinanderstellungen, die ausnahmslos die absteigende Terz von i zu a enthalten, während das umgekehrte — der Aufstieg von a zu i — ebensowenig vorkommt wie etwa ein Zeitwort, dessen Wurzel in der Vergangenheitsform i und in der Gegenwartsform a hätte.*)

Die Wortbildungen, von denen wir sprechen, sind großenteils sogenannte Reduplikationen, d. h. Vokabeln, bei denen die Stammkonsonanten der ersten Hälfte in der zweiten Hälfte sich wiederholen. Hier findet sich nun bei einer ganz überraschenden Anzahl von Beispielen der eben erwähnte Ablaut; ja, mitunter, wo es sich um eine Retriplikation, d. h. um die dreimalige Wiederholung der Stammkonsonanten handelt, die vollständige Ablautreihe i, a, u, wie bei dem mehrfach citierten Zeitwort winden, wand, gewunden.

Einzelne dieser Reduplikationen sind sogar in die Schriftsprache übergegangen. So lesen wir bei den besten Autoren Wörter wie „Zickzack", „Wirrwarr",

*) Gegenwartsformen wie „ich schlafe, ich brate, ich lasse, ich falle, ich hange" 2c., denen eine Vergangenheitsform „ich schlief, ich briet, ich ließ, ich hieng" 2c. zugehört, bilden nur eine scheinbare Ausnahme, da hier das ie nicht etwa = i mit dem Dehnungszeichen, sondern ein wirklicher Doppellaut ist, der dem althochdeutschen ia (slâfu, sliaf; prâtu, priat) entspricht und aus der Zusammenziehung zweier Silben entstanden ist.

Digitized by Google

spähen, zeigt sich auch nur die leiseste Spur von einem „Sangsing", „Klangkling" oder „Warrwirr", was doch, ohne die Geltung des hier erörterten Lautgesetzes, genau ebenso denkbar wäre wie etwa die Variante „Mond und Sonne" neben „Sonne und Mond", oder „bei Brot und Wasser" neben „bei Wasser und Brot".

Auch „Mischmasch", „Tricktrack", „Ticktack" und „Tingeltangel" sind von der Schriftsprache anerkannt.

Das Nämliche gilt von verschiedenen anderen Vokabeln, die nicht als Reduplikationen aufgefaßt werden können, wohl aber aus zwei Wurzeln mit gleichem Anlaut (allitterierenden Wurzeln) zusammengesetzt sind. Hierher zählen Wörter wie „Griesgram", „blitzblank", „Firlefanz" u. s. w. Auch Nebeneinanderstellungen wie „Schimpf und Schande", „Zittern und Zagen", „Kisten und Kasten" gehören der Schriftsprache an. Scheffel hat in sein allbekanntes Gedicht das altertümliche „wiegen, wagen" herübergenommen.

Reicher noch als die neuhochdeutsche Schriftsprache sind die Mundarten. Julius Wolff reproduziert in seinem „Rattenfänger" das dialektische ton-imitierende Pinkepanke (der Fink, der Pinkepanker). Man erinnere sich ferner an „Gikgak" (Es zog ein Gänschen wohl über den Rhein, Und kam als Gikgak wieder heim); an „klipp und klar", „blitzeblau", „gritzegrau",*) an „Schnickschnack", an „bif und baf" (er weiß weder bif noch baf), an „biffen nnd baffen" oder „piffen und

*) „Blau" und „grau" lauten mittelhochdeutsch blâ und grâ.

Digitized by Google

paffen“ (Ich rauche, daß es bifft und baft, — altes Studentenlied), an „kribbeln und krabbeln“.

Weitere Kombinationen sind: „Lirum, Larum“ (in dem bekannten „Lirum, Larum, Löffelstiel“); „Zum Zippel, zum Zappel“ (zum Kellerloch 'nein; Studentenlied); „Jupei-di, Jupei-da“ (desgl.); „Rillus Rallus, Prillus Prallus“ (Refrain eines Trinklieds in Wolff's Rattenfänger); „Fickfackerei“; „Calviner, Calfakter“ (Anfang eines Düsseldorfer Spottliedes); „Hicke Hacke“, „bitsche batsche“, „rische rasche“,*) „tripple trapple“ (alle vier aus sächsischen Kinderabzählversen); „tichi tachi, spini krachi, bim bam, balla buf“ (wienerische Abzählverse, mitgeteilt von Vinc. Chiavacci, Aus dem Kleinleben der Großstadt, S. 17); „Hähndl bibi, Hähndl bobo“ (steierisches Kinderlied, mitgeteilt von P. K. Rosegger in

*) Paul Heyse in seiner Novelle „Die Pfadfinderin“ gebraucht die Wendung: „den Faden der subtilsten Untersuchungen ritschratsch durchreißen“; — allerdings im Mund eines flotten, urwuchsigen Sprechers, nicht etwa objektiv. Dies „ritschratsch“ ist tonmalend; es symbolisiert uns den Laut des als Gleichnis herangezogenen Durchreißens, würde aus diesem Gesichtspunkt freilich besser das Durchreißen eines Gewebstückes, etwa eines Leinwandfetzens, als eines Fadens symbolisieren. — Bei Julius Wolff (Rattenfänger) finden wir „rischeln und raschelu“:

Schwänze, die grauen
Haarigen, rauhen,
Rischeln und raschelu im Kies.

Ebendaselbst heißt es (S. 40):

Da gingen die Bäume die Winke, die Wanke,
Die Brausen, die Brasseln, die Klinke, die Klanke.

Digitized by Google

seinem Roman „Jakob der Letzte“), wo „bobo“ die steierische Verdumpfung von „baba“ ist.

Dem Grundgesetz des Ablauts entsprechend, findet sich bei dreimaliger Wiederholung des Wortes an dritter Stelle das u, just wie in winde, wand, gewunden.

Wer das ton-imitierende „piffpaff“ um eine weitere Stufe fortspinnt, der sagt „piffpaffpuff“. Das Gleiche gilt von der Imitation des Glockengeläutes: „bimbam-bum“ oder „bimmel-bammel-bummel“.

Ein volkstümliches Kartenspiel führt den Titel „Schnipp-schnapp-schnurr“ oder, mit der auch im Zeitwort vielfach üblichen Entartung des u in o (z. B. gewonnen statt gewunnen, gesonnen statt gesunnen), „Schnippschnappschnorum“.

In dem Märchen vom kleinen Däumeling erschreckt der Knirps, der sich im Bauche der Kuh befindet, die melkende Magd mit den Worten:

Stripp-strapp-stroll,
Ist der Eimer bald voll?

Bei Hans Sachs findet sich eine wohl kaum volkstümlich gewesene, sondern von ihm selber gebildete, aber dem hier erörterten Ablautgesetz unbewußt gehorchende Lautnachahmung: Zinkplatzpuff.

Auch für die Dreistufigkeit bietet die oft rein lautliche, auf einen greifbaren Sinn verzichtende Abzähl- und Kinderspielrhythmik mannigfache Exempel. Allenthalben kennt man den Doppelvers:

Ri, ra, rutsch,
Wir fahren in der Kutsch . . .

Digitized by Google

Desgleichen die den Schluß so vieler Abzählstrophen bildenden Worte:

Ib, ab, aus,
Du liegst draus.

Mittelhochdeutsch lautet das: ib, ab, ûz; das û tritt hier also versteckt auf.

Ferner gehören hierher sprachliche Koloraturen wie die Kommersbuch-Verse:

Die Welt mag mi-ma-murren,
Die alten Weiber kni-kna-knurren ꝛc.

Zuweilen ändert sich an der dritten Stelle der konsonantische Körper. Z. B. „kling, klang, gloria“ (Volkslied) und sächsisch „rippelte, rappelte, knull“. Die Vokalreihe aber zeigt sich auch hier meist unbeeinträchtigt.

Dieses Gesetz beherrscht uns noch heutzutage so machtvoll, daß wir bei der Zusammenstellung zweier gleichberechtigter Wörter beinahe stets die Wurzel, welche ein i enthält, vorsetzen und die mit dem weniger hohen Vokal nachfolgen lassen. Und zwar gilt dies vornehmlich bei dem Zusammentreffen der i-Wurzel mit einer a-Wurzel. Es ist hier beinahe musikalische Zwangsregel.

Wir gehen zu „Spiel und Tanz“, kaum aber jemals zu „Tanz und Spiel“. „Kinder und Narren“ sagen die Wahrheit, nicht umgekehrt „Narren und Kinder“, obgleich dieser Reihenfolge inhaltlich durchaus nichts im Wege stünde. Wir sprechen von „Witz und Verstand“, von „Sinn und Verstand“, von „blind und lahm“, von „Gift und Galle“, von „niet- und nagelfest“.

Zuweilen ist das ursprüngliche a in der zweiten

Digitized by Google

Wurzel versteckt; so bei der Zusammenstellung „Tisch und Bett“ (gotisch badi); „Hitze und Kälte“; „Licht und Wärme“; „Himmel und Hölle“ (gotisch halja).

Indes verhält sich das e, das ja bereits den Uebergang zu dem ruhig-normalen a bildet, dem i gegenüber ganz ähnlich wie dieses a selbst, auch wenn sich ein früheres a an Stelle des e nicht nachweisen läßt. Dem i gegenüber, als dem höchsten Vokal, ist jeder andere Vokal eine Art a; i behauptet immer den Vorrang.

Man betrachte aus diesem Gesichtspunkt Kombinationen wie die hier folgenden:

Ziel und Zweck; Licht und Leben; Mittel und Wege; Wind und Wetter; Kind und Kegel; Milch und Mehl; Hirsch und Reh; Schiller und Goethe; mit und ohne; Flick und Flock; Pitt und Fox; Titel und Würden; dick und dünn; Fisch und Fleisch; windelweich; wind und weh (= übel und weh, von dem Adjektivum wind im Sinne von schief, unrecht, altnordisch vindr, schwedisch wind; vergleiche „windschief“ = schief-schief; bei Scheffel im „Enderle von Ketsch“ findet sich der Vers: „Dem tapfren Mückenhäuser, dem Kanzler ward wind und weh“); und das tonmalende „Wille wau wau wau, wille wo wo wo, wito hu“ in Goethe's Zigeunerlied (Ges. Werke I, S. 124).

Zuweilen ist das ursprüngliche i der ersten Wurzel versteckt; aber es wirkt noch fort. So z. B. in „Geld und Gut (gotisch gild); Speise und Trank (mittelhochdeutsch spîse); Zeit und Raum“ (mittelhochdeutsch zît).

Das ü, das sich dialektisch vielfach zu i verdünnt

Digitized by Google

und jedenfalls der dem i verwandteste Laut unserer Vokalreihe ist, wirkt, namentlich bei nachfolgendem a, vielfach ähnlich wie i.

Beispiele für ü vor a:

„Glück und Glas"; „Sünde und Laster"; „Kümmel und Salz"; die beliebten Kombinationen „das grüne Gras" und „das kühle Grab".

Beispiele für ü vor anderen Vokalen:

„Mühe und Not"; „Brühe und Brocken"; „Strümpf' und Schuh'"; „blühen und leuchten"; sich „grün und gelb" ärgern; „süß und sauer"; „Müller und Schulze" (wie Schiller und Goethe).

Man vergleiche doch übrigens auch das lateinische ira et studium; die et nocte; vis et natura; das griechische pyx kai lax; das französische bric-à-brac (altes Gerümpel, unser „Brichbrach"); clique-claque oder clique et claque (nous avons pris nos cliques et nos claques, Zola, Débâcle, Seite 65). Ferner spanisch: ñiqui ñaque (unbrauchbarer, untauglicher Mensch, Tropf, Laffe) und ñifi ñafe (etwa unserem Larifari entsprechend).

Der Beachtung wert ist die Thatsache, daß sich die deutsche Lyrik dem musikalischen Grundgesetz i, a, u in gewissen bedeutsamen Augenblicken unbewußt anpaßt.

Zunächst sei hier die oft wiederkehrende Abstufung in den Reimsilben erwähnt: i in der Reimsilbe des ersten Verses, a in der Reimsilbe des zweiten, sobald die Stimmung des Ganzen harmonisch, befriedigend, klar und gesund ist; — im umgekehrten Fall umgekehrt.

Digitized by Google

So Goethe in dem Gedicht „Frühzeitiger Frühling“:

Reichlicher fließen
Bächlein zumal.
Sind es die Wiesen,
Ist es das Thal?

Unter des Grünen
Blühender Kraft
Naschen die Bienen
Summend am Saft.

Auch bei den übrigen Strophen dieses Poems findet sich in der ersten und dritten Verszeile (die gleichsam die musikalischen Prämissen enthalten) überraschend oft der hochfliegende i-Laut, dem dann in der zweiten und vierten Verszeile wenn auch kein a, so doch der tiefere Vokal folgt:

Bläuliche Frische!
Himmel und Höh,
Goldene Fische
Wimmeln im See.

Mächtiger rühret
Bald sich ein Hauch,
Doch er verlieret
Gleich sich im Strauch.

Hier zeigt sich also fast durchweg die musikalische Senkung von dem noch Schwebenden zum Gefestigten, von der wühlenden Sehnsucht zum klaren Vollbewußtsein des Habens und Haltens; und ganz im Geist dieser Gesammtstimmung schließt das Gedicht mit den Worten:

Liebliche Schwestern,
Liebchen ist da!

Digitized by Google

Umgekehrt steigt in dem wehmütig-unbefriedigten „Nachgefühl“ (Goethe, Ges. Werke I, S. 47) der Reimvokal aufwärts von a zu i und ü, und das Poem endigt:

Und zuletzt muß ich mir sagen,
Wenn ich mich bedenk und fasse,
Daß in solchen schönen Tagen
Doris einst für mich geglüht.

Ueberhaupt zeigt sich das unbewußte Walten des hier erörternden musikalischen Grundgesetzes am häufigsten in den Ausklängen. Noch einige Beispiele mögen die Sache erläutern.

Nehmen wir etwa den Schluß der Uhlandschen Dichtung vom blinden König:

Gunilde, du Befreite,
Singst mir den Grabgesang.

Durch diesen Abstieg von dem unruhigen i zu dem klaren, befriedigten a symbolisiert sich just in dem letzten Ausklang der schönen Ballade der ganze von dem Dichter geschilderte Vorgang: die schwebende Pein des Vaters, die sich harmonisch löst. Nun ist alles in Ordnung: der Lebensabend des Königs verklärt sich noch einmal im Strahl des Glückes, und ruhig kann er nun in den Armen seiner geliebten Kinder den Tod erwarten.

Ebenso am Schluß des wundervollen Gedichts „Die sterbenden Helden“: „Der Himmel glänzt: dahin ist unsre Bahn.“

Auch hier löst sich das Schwere und Traurige

Digitized by Google

sanft und harmonisch: wir ahnen die Herrlichkeit der Walhalla.

Wie anders in dem elegischen, mitten im Weh abschließenden Poem: „Das Schloß am Meer“:

Wohl sah ich die Eltern beide
Ohne der Kronen Licht
Im schwarzen Trauerkleide:
Die Jungfrau sah ich nicht.

Hier verhält es sich umgekehrt. Der Dichter entläßt uns mit dem Bewußtsein, daß hier ein Leid über die Menschen hereingebrochen, für das es nicht Trost noch Heilung giebt. Die einst so glücklichen Eltern haben ihr Liebstes, die ganze Wonne ihres zärtlichen Herzens, dahingeben müssen: aufsteigende Terz, Uebergang von dem klaren, beruhigten a zu dem ewig unbefriedigten i.

Digitized by Google

Die Fremdwörter.

Der Leser weiß, daß in unserem Vaterlande während des letzten Jahrzehnts eine Bewegung in Fluß gekommen ist, die den Fremdwörtern den Krieg bis aufs Messer erklärt und hierbei nicht nur sprachliche, sondern auch nationale Gesichtspunkte mit einem sonst in Deutschland nicht alltäglichen Eifer in den Vordergrund stellt.

Man unterscheidet jetzt — und zwar häufig nach persönlicher Willkür — zwischen dem „Fremd"- und dem „Lehnwort". Das Fremdwort soll ein gänzlich unberechtigter Eindringling, das Lehnwort dagegen ein geduldeter, gleichsam nationalisierter Gast sein.

Nun liegen die Dinge bei näherer Betrachtung so:

Die Lehnwörter sind uns natürlich ebensogut „fremd" wie die Fremdwörter.

Der Unterschied zwischen den beiden Klassen besteht nur darin, daß die „Lehnwörter" schon in früheren Jahrhunderten, zumeist schon zu Zeiten des Althochdeutschen, in unsern Sprachschatz aufgenommen und durch Abschleifung gewisser nicht-deutscher Lautverhältnisse den urdeutschen Wörtern ähnlich gemacht worden sind.

Das Gleiche würde jedoch im Lauf der Jahr-

Digitized by Google

hunderte mit einer gewissen Anzahl von Fremdwörtern unsrer Epoche geschehen können. Geschieht es nicht, so trägt der Geist der neuhochdeutschen Sprache die Schuld daran — nicht der fremdartige Charakter der betreffenden Wörter.

Hätten sich unsere Altvordern, die wir so gern als die Urbilder echtdeutschen Wesens in Anspruch nehmen, ebenso feindselig gegen die Fremdwörter gestellt wie die Gegenwart, so würde unser Neuhochdeutsch um ein Beträchtliches ärmer sein. Eine Unzahl von Wörtern, die uns jetzt völlig in Fleisch und Blut übergegangen sind, die jeder Bauer versteht und anwendet, die nicht nur zur Steigerung unserer Ausdrucksfähigkeit, sondern auch zur Vermehrung unserer Abtönungsmittel wesentlich beitragen, würde uns niemals zu eigen geworden sein.*)

Kein althochdeutscher Biedermann galt für einen ehrlosen Wälschling, weil er das lateinische scribere herübernahm und scribôn, neuhochdeutsch „schreiben", sagte.

Freilich war er bei der Herübernahme so klug, die Abgeschmacktheit späterer Zeitläufte zu vermeiden, die, anstatt sich des fremden Wortstammes zu bemächtigen und ihn mit einer deutschen Auslautung zu versehen, fremdländische Bildungs- und Beugungssilben ins Deutsche einschmuggelte. Das ist eine widerliche Ver-

*) Fremdlinge, die teils zu Zeiten des Althochdeutschen, teils später unserem Sprachschatze einverleibt wurden, sind z. B. die Wörter „Pferd", „Kopf", „Masse", „Messe", „Kirche", „Kirsche", „Fenster", „Punkt", „Tisch", „Bischof", „Papst", „Almosen", „Pfingsten", „Brief", „Zettel".

Digitized by Google

höhnung des Sprachgefühls, deren sich das Neuhochdeutsche immer noch schuldig macht.

Wenn wir z. B. jetzt das lateinische scribere neu einführten, so würde es die abscheuliche Form „skribieren" bekommen, just so wie aus dem lateinischen dictare „diktieren" und aus dem französischen promener „promenieren" gemacht worden ist. Zu einem „skriben" und „dikten" vermag sich der unschöpferische germanische Sprachgeist der Gegenwart nicht mehr emporzuschwingen. Eine frühere Periode war noch imstande, aus dem lateinischen dictare die Form „dichten" zu bilden.

Nur in ganz vereinzelten Fällen hat sich das Neuhochdeutsche eines Fremdworts bemächtigt, um ein selbstständiges Zeitwort mit deutscher Endung daraus zu gestalten. Dabei scheint es jedoch, als sei dieser schwache Versuch ursprünglich scherzhaft gemeint, und erst nach und nach in die ernsthafte Rede mit einverleibt worden. So sagen wir jetzt: „Der Schauspieler mimt" —; nicht: „Der Schauspieler mimiert", was dem sonst allgemein üblichen Sprachgebrauche bei fremden Wurzeln entsprechen würde. Solche Ausnahmen jedoch lassen sich an den Fingern herzählen.*) Im übrigen bleibt bei sämmtlichen

*) Mir fällt jetzt im Augenblick noch „streiken" und „starten" ein, die freilich einer germanischen Sprache, dem Englischen, entlehnt sind. Die Deutsch-Amerikaner wenden in ihrem Kauderwelsch die englischen Zeitwörter ganz gewöhnlich mit bloßer Hinzufügung der deutschen Flexionssilben an; z. B. Hast du die Bell geringt? = Hast du die Glocke geläutet, geklingelt? Englisch: Did you ring the bell?

Digitized by Google

Zeitwörtern und bei der Mehrzahl der Ding- und Eigenschaftswörter, die wir aus fremden Sprachen herübernehmen, die Thorheit zu recht bestehen: wir borgen nicht nur den fremden Stamm, sondern wir bilden, betonen und wandeln auch undeutsch.

Ich behaupte nun: es ist nicht sowohl die Herübernahme des fremdländischen Wortstammes, als vielmehr die Unfähigkeit unseres Sprachgeistes, ihn sich vollständig anzueignen, ihm ein echtdeutsches Gewand umzuhängen, was den jetzt überschäumenden Widerwillen gegen das Fremdwort erzeugt hat.

Besäße der Deutsche die Fähigkeit, die undeutschen Fäden in seinem sprachlichen Gewebe vollständig aufgehen zu lassen, so würden wir, dem Beispiele anderer Völker entsprechend, die Aufnahme fremder Wurzeln als eine Bereicherung betrachten. Nur diese massenhaften Wörter mit lateinisch oder romanisch klingenden Endungen, diese Hauptwörter auf „ität", auf „ion", diese Zeitwörter auf „ieren", vor allem aber die vielen französischen Wörter, bei denen man uns die Beibehaltung der ursprünglichen Aussprache zumutet, — diese Thorheiten sind es, die für das feiner entwickelte Sprachgefühl etwas Verletzendes haben.

Als die Normannen im Jahre 1066 unter Wilhelm dem Eroberer das britische Inselreich einnahmen und sich als Herrscher über das Land festsetzten, da drang in verhältnismäßig kurzer Frist eine Unsumme französischer Elemente in die germanische Sprache der Angelsachsen ein, dergestalt, daß sich das Englische

Digitized by Google

unseres Jahrhunderts seinem Wortvorrat nach als eine Mischsprache darstellt; thatsächlich aber, seinem innersten Geiste, seiner Denk- und Formbildungsweise nach, ist das Englische rein germanisch, — und gerade z. B. in Beziehung auf die Behandlung der fremdländischen Zeitwörter hätte der Deutsche von seinen angelsächsischen Vettern mancherlei lernen können.

Im Englischen giebt es kein „produzieren", wie im Neuhochdeutschen, sondern ein selbständig gebildetes produce, was einem deutschen „produzen" oder „produtzen" entspräche. Es giebt kein unglückseliges „kommandieren", sondern ein flottes command, was einem deutschen „kommanden" entspräche. Ein derartiges „kommanden" würde uns kaum fremdartiger klingen, als „vollenden" oder „versenden"; und mehr noch würden uns ähnliche Wörter anheimeln, bei denen lateinisch-romanische Vorsilben wie co-, con-, com-, pro-, prae- 2c. nicht vorhanden sind.

Aus dem französischen mêler hat das Englische nicht ein widerliches „melieren", sondern ein ganz germanisch klingendes meal („vermischen") gebildet. Dieses meal ist äußerlich gar nicht mehr von dem urgermanischen Worte meal („Mehl" oder „mit Mehl bestreuen") zu unterscheiden, das die englischen Wörterbücher in ihrer noch häufig zu Tage tretenden Unwissenschaftlichkeit mit jenem Fremdworte meal sogar ohne weiteres zusammenstellen.

Aus dem französischen forcer macht der Engländer sein durchaus germanisch klingendes force.

Digitized by Google

Wir natürlich haben das Wort nicht in der Form „ich forſe, ſondern in der üblichen Verballhornung „ich forciere“ entlehnt.

Das Gleiche gilt noch von hundert und aber hundert franzöſiſchen Zeitwörtern, die alle im Engliſchen die germaniſche Volkstracht angelegt haben, während das Neuhochdeutſche, allerdings nach dem berühmten Muſter des Mittelhochdeutſchen, die unerquickliche Bildungsſilbe „ier“ verwendet.

Vergleiche: franzöſiſch passer, engliſch pass, deutſch „paſſieren“; franzöſiſch sonder, engliſch sound, deutſch „ſondieren“; franzöſiſch charger, engliſch charge, deutſch „chargieren“; franzöſiſch changer, engliſch change, deutſch „changieren“. Und ſo weiter ins Unbegrenzte.

Bei dem Worte „changieren“ kommt noch die oben erwähnte Unzuträglichkeit hinzu, daß ein dem Neuhochdeutſchen durchaus fremder Laut, der Naſallaut des „an“, herübergenommen iſt, was in der That, falls man ſich nicht wie der Berliner mit einem kurzweg geſprochenen „ang“ behilft, eine ſehr einſchneidende Verfremdlichung der Sprache zur Folge hat.

Außerdem wirken alle dieſe Zeitwörter mit der Endung „ieren“ ſchon um deswillen ſtörend auf ein empfindliches Sprachgefühl, weil ſie den Hauptton auf der Ableitungsſilbe haben, nicht auf der Stammſilbe. Die Hauptbetonung der Stammſilbe aber iſt in allen germaniſchen Sprachen Grundregel.

Man betrachte z. B. das Wort „Mann“ und die

Digitized by Google

nachstehend verzeichneten Wandlungs- und Ableitungsformen: „dem Manne"; „den Männern"; „bemannen"; die „Männlichkeit". Ueberall verbleibt hier der Hauptton auf der Silbe „mann" oder „männ".

Im Griechischen, im Lateinischen, im Französischen und allen übrigen romanischen Sprachen ist dies beinahe umgekehrt. Hier fällt zwar auch der Hauptton gelegentlich einmal auf die Stammsilbe, fast immer jedoch ändert sich dies im Laufe der Abwandlungen. Während im Deutschen z. B. das Zeitwort „lieben" in allen Formen der Konjugation stets auf der Silbe „lieb" betont wird, rückt der Hauptton, der in der Gegenwartsform des lateinischen Zeitworts ámo auf der ersten Silbe liegt, in der Vergangenheitsform auf die zweite, das heißt auf die Ableitungssilbe vor. Die Vergangenheitsform (ich liebte) lautet nicht ámavi, sondern amávi; die Zukunftsform nicht ámabo, sondern amábo.

Diese Grundverschiedenheit des Betonungsgesetzes ist sehr wesentlich für den Charakter der beiden Sprachgruppen. Sie übt ihren weitestgehenden Einfluß auf die Poetik aus, indem sie den romanischen Völkern einen fast unerschöpflichen Reichtum an Reimen verleiht. Alle Zeitwörter der nämlichen Konjugation bilden z. B. in den entsprechenden Zeitformen echte Reime: lateinisch amávi, saltávi, arávi, während im Deutschen „ich liebte", „ich tanzte", „ich ackerte" nicht reimen; französisch je parlais, je croyais, je donnais, deutsch dagegen „ich sprach", „ich glaubte", „ich gab";

Digitized by Google

spanisch habládo, dejádo, jurádo, deutsch „gesprochen", „verlassen", „geschworen" 2c. 2c.

Es versteht sich von selbst, daß ein so durchgreifender musikalischer Unterschied nicht straflos übersehn werden kann. Ein sprachlicher Mißton ist die unausbleibliche Folge, wenn Elemente der ersten Gruppe unverändert oder doch in diesem Hauptpunkte unverändert in die zweite herübergenommen werden.

Was von den Zeitwörtern auf „ieren", das gilt ebenso von den zahlreichen Dingwörtern auf „ion", „ität" 2c. Auch hier können wir von fremden Nationen lernen, wie wir hätten verfahren sollen, um das Entlehnte in unser Fleisch und Blut zu verwandeln.

Warum sagen wir nicht z. B. statt „Gravität" „Gravheit"? warum nicht für „Produktion" „Produzung" — nach dem Vorbilde von „Benutzung"? Diese Formen klingen uns jetzt befremdlich oder komisch, aber nur weil wir fühlen, daß ihre Schöpfung jetzt etwas Gekünsteltes hätte. Wüchsen sie frisch und lebendig aus dem Boden des Sprachgeistes, so würde diese befremdliche Färbung wegfallen, — gerade so wie für den Deutschen die eigentümliche Komik holländischer Vokabeln wegfällt, sobald er das Holländische derart beherrscht, daß er holländisch denkt.

Aber nicht genug, daß wir eine solche Formgebung, die uns neben manchem entbehrlichen Wort auch manches schätzbare dauernd gesichert hätte, schmählich versäumt haben, — der undeutschen Endung zu Liebe! — wir haben uns leider sogar bewogen gefundeu, fremdländische

Digitized by Google

Bildungssilben an deutsche Stämme zu schweißen und so abermals gegen den Geist unserer Wortbetonung zu sündigen.

Wir sagen „schattieren"; warum nicht „schatten", „abschatten"? — „halbieren"; warum nicht „halben"?

Bei manchen Wörtern findet sich die verdeutschte Form neben der undeutschen. So heißt es „probieren" und „proben"; die Form auf „ieren" erweist sich hier als vollständig überflüssig.

Ebenso widerwärtig sind moderne Zwitterbildungen mit der griechisch-lateinisch-romanischen Nachsilbe „ist". Der „Flötist", der „Blumist" und vollends der „Lageriſt" flößen mir Schauder ein.

„Ja, wer wird aber auch solche Wörter gebrauchen!" höre ich den geschmackvollen Leser ausrufen. In der That gehört der „Lageriſt" vorwiegend dem Privatstile unserer neuhochdeutschen Kaufmannschaft an, die sich — bei aller sonstigen Tüchtigkeit — um die Verkrüppelung unseres Sprachgefühls unsterblich verdient gemacht hat. Aber aus dem Privatstil dringen die Wörter ins Volk und aus dem Volk in das Schrifttum des Volkes!

So giebt es eine dem deutschen Sprachgeist schnurstracks zuwiderlaufende Nachsilbe, die wir alle unausgesetzt anwenden, die ursprünglich ganz so unschön und harmoniewidrig war wie das „ist" des „Flötisten" und „Lageristen", und die sich doch nicht mehr ausrotten läßt: die Nachsilbe „ei" in Wörtern wie „Polizei", „Flegelei", „Schlächterei".

Dieses „ei" kennzeichnet sich sofort dadurch als

Digitized by Google

ungermanisch, daß es den Hauptton hat. Wenn es deutsch wäre, könnte man nicht betonen: „Flegelei", sondern „Flégelei".

In der That ist die Nachsilbe „ei" nichts anderes als das griechisch-lateinische „ia", französisch „ie". Das Mittelhochdeutsche nahm dies französische „ie" in der Form „îe" herüber, und neuhochdeutsch ward „îe" zu „eie" und dann zu „ei", wie lîp zu „Leib" und wîp zu „Weib" ward. Das griechisch-lateinische melodia z. B. lautet neuhochdeutsch eigentlich „Melodei"; nur dadurch, daß man auf das Urwort zurückgriff, kam neuerdings wieder die Form „Melodie" in Gebrauch.

Im Mittelhochdeutschen fing man bereits an, diese fremdländische Endung „îe", neuhochdeutsch „ei", an deutsche Stämme zu setzen. Heutzutage bilden wir von jedem Zeitwort ein Dingwort auf „ei", ohne uns irgend bewußt zu sein, daß wir fremdländische Mittel verwenden. Wir sprechen von „Lauferei", „Kocherei", „Esserei", „Aufwascherei", „Näherei", „Schlosserei", „Bierbrauerei"; ja, die Führer der Fremdwörterfehde bekämpfen die „Ausländerei", — und fühlen nicht mehr, daß diese Wortbildung eine Art Mißgeburt ist. Der Gebrauch, der unser aller Tyrann ist, hat hier das Fremde, sogar das Sprachwidrige, ein für allemal mit dem Bürgerrechte belehnt.

Fassen wir den Kern dieser Betrachtungen nochmals zusammen, so ergiebt sich der folgende Satz:

Wenn das Neuhochdeutsche — wie seiner Zeit das Althochdeutsche, das Angelsächsische, und noch in späterer

Digitized by Google

Zeit die romanischen Sprachen — die Kraft besäße, fremdsprachliche Elemente so mit dem eigenen Sprachsafte zu durchdringen, wie dies der triebmächtige Baumstamm mit den ihm aufgepfropften Schößlingen thut, so würde eine Fremdwörterfrage für uns ebensowenig vorhanden sein wie für die Franzosen, Italiener, Spanier ꝛc. Die sogenannte Sprachreinigungsbewegung, die jetzt manchmal das Kind mit dem Bade ausschüttet, ist erst möglich geworden durch die namentlich in der Tagespresse überhandnehmende Verwendung undeutscher Formen. Das dritte Zeitwort, dem man begegnete, ging auf „ieren", das vierte Hauptwort auf „ion", auf „anz", auf „enz" oder auf „ität" aus, ganz abgesehen von einer Unmasse solcher Wörter, die ohne jede Veränderung geborgt und kurzer Hand — „sans façon" schrieben die Zeitungen — eingeflickt wurden. Dieses Sprachgemengsel wirkte verstimmend, und wie nun einem bekannten Naturgesetze zufolge jeder Rückschlag über den eigentlich anzustrebenden Ruhepunkt wieder hinausgeht, so übertreibt jetzt auch die Fremdwörterhetze oft ihre an sich förderlichen und lobenswerten Bestrebungen. Eine „Sprachreinigung", wenn sie Gedeihliches leisten soll, kann nur allmählich von statten gehen. Gewaltsame Umwälzungen bringen auf staatlichem wie auf gesellschaftlichem Gebiete in der Regel mehr Schaden als Nutzen. Sehr viele Fremdwörter besitzen eine jahrhundertelange Geschichte und demgemäß eine so reiche Begriffsfülle, daß keine auch noch so geschickte Verdeutschung vollkommenen Ersatz

Digitized by Google

bieten kann. Es ist ein Unding, plötzlich „übernatürlich“ zu sagen und dabei „metaphysisch“ zu meinen; denn „übernatürlich“ ist uns bis jetzt etwas anderes gewesen, — und die Sprache hat doch vor allem den Zweck, die Gedanken möglichst unzweideutig und für jeden Hörer verständlich zum Ausdruck zu bringen.

Digitized by Google

Zur Aussprache der Fremdwörter.

Daß die Bestrebungen der Sprachreiniger niemals die vollständige Verbannung des Fremdwortes aus unserer Sprache erzielen werden, geben selbst die Heißsporne dieser Bewegung zu, indem sie erklären, ihr Kampf gelte nur den „überflüssigen" Fremdwörtern. Es sei hier nicht weiter erörtert, daß die Bezeichnung „überflüssig" eine sehr unklare Grenze bedeutet; dieweil z. B. ein Zuckerbäcker — und Leute dieses Berufs stehen in verschiedenen deutschen Städten mit an der Spitze des nationalen Sprachkampfes — den Ausdruck „Idealität des Raums" für höchst überflüssig erachten kann, während der Philosoph daran festhalten möchte. Wir stellen hier ganz einfach die Thatsache fest, daß es auch in der Meinung der wütendsten Fremdwörterfeinde notwendige Fremdwörter giebt; daher denn die Frage nach ihrer Aussprache selbst für den einseitigsten Deutschtümler von praktischem Wert ist. Allermindestens bleiben uns doch die fremdländischen Eigennamen, die wir in den Text unserer Sprache unverdeutscht herübernehmen. Es geht nicht an, aus dem General

Digitized by Google

Boulanger einen Heerführer Bäcker, aus dem Advokaten Gambetta einen Rechtsanwalt Beinchen zu machen. Diese Fremdwörter und zahlreiche andere müssen wir wohl oder übel in ihrer ausländischen Urform bestehen lassen.

Nach welchem Grundsatz verfährt nun der Deutsche, wenn er ein solches Fremdwort innerhalb des Zusammenhangs eines deutschen Satzes ausspricht?

Die Antwort lautet: Streng genommen nach gar keinem Grundsatz; vielmehr gilt hier das Wort von dem usus tyrannus, von dem allgewaltigen Sprachgebrauch, der uns häufig genug das Falsche, ja Widersinnige aufnötigt, just weil er der unerbittliche usus tyrannus ist.

Merkwürdige, durch die Sprachgewohnheit geheiligte Irrtümer finden sich auch innerhalb unseres deutschen Wortschatzes; ungestraft aber, ohne dem Fluche der Lächerlichkeit zu verfallen, kann hier der Einzelne nicht gegen die allgemeine Verblendung ankämpfen. So macht es noch immer einen etwas gezierten Eindruck, wenn wir „Sintflut“ statt „Sündflut“ sagen, obgleich das erstere eigentlich das allein Richtige ist. Aber das Volk, das die „Sintflut“, d. i. „die große Flut“, nicht verstand, machte daraus die begrifflich ja außerordentlich passende „Sündflut“, und so umgeformt ist uns das Wort in Fleisch und Blut übergegangen. Erst seit einiger Zeit wird durch den Einfluß der Schule die „Sintflut“ hier und da wieder zu Ehren gebracht, volkstümlich aber wird sie denn doch nicht, trotz dieser

Digitized by Google

allzuklugen „Verbesserung“. Noch überraschender ist der Fehler bei dem Worte „ereignen“, das ursprünglich „eräugnen“ lautet, d. h. „vor die Augen bringen“. Jeder wissenschaftlich Gebildete kennt diesen Irrtum. Nur dem Pedanten aber, dem Unverständigen, der das Recht eines sprachgestaltenden Volkes nicht zu begreifen vermag, wird es je beifallen, das allgemeingültige Mißverständnis abändern und jetzt im neunzehnten Jahrhundert das längst vergessene „eräugnen“ wieder herstellen zu wollen.

Die Aussprache der Fremdwörter im Deutschen unterliegt also, wie gesagt, einer nicht zu berechnenden Willkür. Ich meine hierbei die wirklichen Fremdwörter, vornehmlich diejenigen, deren ursprüngliche (fremdnationale) Aussprache mit den Gesetzen der deutschen Lautbezeichnung im Widerspruch steht oder durch deutsche Buchstaben nicht vollständig wiederzugeben ist.

Der natürliche Grundsatz bei der Anwendung solcher Fremdwörter — dafern sie nicht direkt als die unveränderten Bruchstücke einer fremden Sprache herübergenommen werden — ist die thunlichste Anlehnung an das Deutsche. In der That herrscht dieser Grundsatz bei einer großen Anzahl derartiger Wörter vor.

Als unveränderte Bruchstücke der fremden Sprache gelten z. B. die französischen Wörter in den nachstehenden, sie umkleidenden Sätzen:

„Unter den Klängen des ‚Allons, enfants de la patrie‘ warfen die Truppen sich ostwärts auf die Verschanzungen.“

Digitized by Google

„Das ‚Juste milieu' des Bürgerkönigtums war ein höchst unfruchtbares Prinzip."

„Mit dem Worte ‚de' bezeichnet der Franzose den Genitiv."

In diesen Fällen hat natürlich die Aussprache nichts an den französischen Wörtern zu ändern; vielmehr soll und muß sie — so gut es die Fähigkeit des Sprechers erlaubt — an die französische Originalaussprache sich anlehnen.

Anders verhält es sich, wenn das französische Wort nicht als Wort, sondern als Dingbezeichnung mit im Zusammenhange des Satzes steht. Hier greift in der Regel eine Umgestaltung Platz, die nur um deswillen unbemerkt bleibt, weil wir für die alltäglichsten Eindrücke am wenigsten Beobachtungsgabe und Aufmerksamkeit haben. Derselbe Mensch, der mit vollkommener Beherrschung der französischen Aussprache das französische Wort salon so ausspricht wie der Pariser, d. h. mit dem reinen Nasallaute am Schlusse des Wortes, ohne den leisesten Anklang eines ng-Lautes oder gar eines diesem ng-Laute angehängten Gaumentons (g oder k), sagt im Deutschen (wenn er nicht affektiert spricht:) „Treten Sie in den Salong," mit dem gleichen ng-Laut, der in „Drang", „Schwung", oder „Armstrong" zu hören ist. Der sprachlich ungeübte Berliner sagt allerdings, auch wenn er französisch reden will, „le salong", da der Nasallaut ihm unüberwindliche Schwierigkeiten bereitet.

Ganz wie „Salong" sagen wir auch häufig „Lyong",

Digitized by Google

und nicht nach französischer Weise Lyon (lyoñ), weil diese große und altberühmte Stadt uns von früh an geläufig ist. Hier hat also, wie bei dem Worte „Salon", eine Art Assimilierung an den neuhochdeutschen Sprachgeist stattgefunden, der den Nasallaut nicht kennt. Minder bekannte Städtenamen dagegen, wie Nyon und Dijon, sprechen wir nach französischer Art, was den Oberdeutschen nicht schwer fällt, da sie bekanntlich schon vielfach in ihrer heimatlichen Mundart den Nasallaut besitzen; so z. B. pfälzisch mei Fraa = meine Frau.*)

Ebenso deutsch behandeln wir das dem Französischen entlehnte Wort „Garderobe", welches wir entweder so, wie es geschrieben wird, oder doch nur mit Verschluckung des ersten e aussprechen, während das Wort im Französischen gard'robb' lautet. Beiläufig gesagt, ist dieses scheinbar französische Wort ein urdeutsches, dessen Bestandteile aus dem Althochdeutschen nach Frankreich hinübergingen, um von dort in romanisierter Gestalt wieder entlehnt zu werden. Garder = bewahren ist das neuhochdeutsche „warten", und robe = das Kleid entspricht einem verloren gegangenen gotischen rauba, wovon biraubon = einen ausziehen, ihn berauben.

Aehnlich wie den Nasallaut behandeln wir auch das Doppel-L (ll), das im Französischen beinahe wie unser j lautet. Wir sprechen das Wort Marseille nicht Marsej', sondern Marselje aus; ebenso das bei uns

*) Das ˜ bezeichnet hier nach dem Vorgang des Portugiesischen den Nasallaut.

Digitized by Google

volkstümlich gewordene Canaille = kanallje, nicht kanaj', Bataille = batallje, nicht bataj' u. s. w.

Ueberhaupt gilt so ziemlich die Regel, daß wir die fremdländische Bezeichnung großer bekannter Städte schlechthin nach unserer Art aussprechen, unbekümmert um die landesübliche Originalaussprache. Früher ging der Deutsche in dieser Selbständigkeit so weit, daß er die Originalwörter (meist lateinische) ganz nach deutschen Laut- und Sprachbedürfnissen umbildete. Eine nicht geringe Anzahl dieser germanisierten Städtenamen hat sich noch bis auf den heutigen Tag erhalten. So sagen wir, unbeirrt durch das Milano der Italiener, nach altdeutschem Vorbild „Mailand" — eine selbständige Umgestaltung des lateinischen Mediolanum. Wir sagen „Venedig", nicht „Venezia", „Rom", nicht „Roma", „Neapel", nicht „Napoli", „Florenz", nicht „Firenze". Das dänische Kjöbenhavn, altnordisch Kaupmannahavn, weisen wir von der Hand und sagen deutsch „Kopenhagen". Das Gleiche gilt von Warschau und Moskau, deren slavische Form sich von der deutschen wesentlich unterscheidet. Auch sprechen wir unserer Schreibweise gemäß „Edinburg", „London", „Paris", nicht mit den lautlichen Veränderungen der Originalaussprache. Im Volke hat sich sogar die Aussprache „Sédan" mit dem Ton auf der ersten Silbe und der vollständigen Außerachtlassung des nasalen Auslautes festgesetzt, was mir durchaus berechtigt erscheint.*)

*) In früheren Zeiten war die Germanisierung fremder Städte- und Ländernamen noch weit verbreiteter. Man

Digitized by Google

Die Slaven, zumal die Russen, verfahren bei der Bezeichnung fremder Städte- und Ländernamen ꝛc. umgekehrt, wie das deutsche Volk mit dem Worte Sedan verfahren ist. Der Russe behält die fremdländische Aussprache bei und giebt sie mit den russischen Schriftzeichen so gut wieder, als dies möglich ist. So heißt die italienische Stadt Reggio im Russischen Redshio. Das hier gebrauchte sh ist die Wiedergabe des siebenten russischen Buchstabens, des Schiwete, dessen Aussprache der des französischen j entspricht, also weicher ist als unser sch. Das englische Cambridge schreibt der Russe, der Originalaussprache angepaßt Kambridsch, das französische Blois wird zu Bluá (mit dem Accent auf der letzten Silbe). Aehnlich verfährt der Slave mit anderen Eigennamen. Der Weltumsegler Cook heißt im Russischen Kuk, der Polizeiminister Foucher heißt Fusche ꝛc.; ja, mit wenig Ausnahmen gilt dies Prinzip überhaupt bei den nicht assimilierten Fremdwörtern.

Wenn wir Deutsche uns bei französischen Wörtern in der oben geschilderten Weise verhalten, so stehen wir zu den übrigen Sprachen auf einem etwas veränderten Standpunkt. Die Kenntnis des Französischen oder doch wenigstens seiner Aussprache durchdringt in Deutschland die weitesten Schichten des Volkes. Jedes

---

denke an „Bern“ (Verona), „Worms“ (Bormio), an das altsächsische Ruma und Rumaburg (Rom), an die altsächsischen Exsyringâs (die Assyrer) und an das angelsächsische Eatul, Italien; vergl. „Des Wandrers Lied“: svylce ic vaer on Eatule mid Aelfine.

Digitized by Google

Kind, das auch nur eine Dorfschule besucht hat, liest das französische Wort Menagerie trotz der beibehaltenen Originalschreibweise richtig, d. h. annähernd richtig; denn auch der Gebildete spricht im deutschen Zusammenhang das g im Worte Menagerie genau wie das sch in „rasch“ aus, obgleich dies g im Französischen weich lautet, wie das oben erwähnte Schiwete des Russen.

Diese „Richtigkeit“ ändert sich stark bei den italienischen und nun vollends den englischen, spanischen, portugiesischen Wörtern. Hier hat die Unsicherheit und Willkür schon den breitesten Spielraum.

Von dem Gebildeten, selbst wenn er kein Italienisch versteht, setzt man freilich voraus, es sei ihm bekannt, daß man das italienische c vor e und i wie tsch, und das italienische g vor e und i wie dsch spricht. Trotzdem hört man bei jeder Gelegenheit neben dem richtigen „Madschenta“ das unitalienische „Mag-enta“, was aus gewissen höheren Gesichtspunkten gar nicht so unberechtigt erscheint. Ob ein derartiges ausländisches Wort richtig oder falsch ausgesprochen wird, das hängt übrigens wesentlich davon ab, auf welchem Wege es zu uns gedrungen ist, ob durch das Ohr oder durch das Auge, durch die mündliche Mitteilung oder etwa durch die Berichte der Zeitung. In Wien z. B. spricht man den Namen des ungarischen Staatsmannes Andrassy richtig „Andraschy“ aus, weil man mit der östlichen Reichshälfte in direktem Verkehr steht und diesen Namen hundertmal von Ungarisch verstehenden Leuten aussprechen hört; in Deutschland dagegen heißt der Mann

Digitized by Google

unwiderruflich „Andrassy“. Was in Oesterreich ganz selbstverständlich und einfach klingt, würde in Deutschland für affektiert gelten. Die Schweizer sagen daher durchweg „Madschenta“; sie haben schon durch die eigentümliche Gestaltung ihres Gemeinwesens, das auch Italiener umfaßt, und durch ihre geographische Lage mehr Fühlung mit dem Italienischen.

Jedenfalls nähert sich auch die verdeutschte Aussprache „Mag=enta“ weit mehr dem Geiste des Originals als die geradezu sprachwidrige Verballhornung, die sich der Franzose mit diesem Wort wie mit den meisten Fremdwörtern erlaubt. Er spricht nämlich Ma-schañ-tá (mit dem Accent auf der letzten Silbe), und reimt dieses Wort unverfroren auf es-tu là?, während bei uns Magenta nur auf Pollenta und Aehnliches reimen würde.

Wir sagen auch meist Tschitschisbeo (Cicisbeo) und Benvenuto Tschellini (Cellini), während man neben dem richtigen Tschitscherone (Cicerone) häufig das unitalienische Zizerone hört, wohl veranlaßt durch das uns geläufige lateinische Cicero.

Der Berliner hält mit eiserner Konsequenz an der Tacklioni (Taglioni) fest, während man anderwärts richtig Talljoni ausspricht. Auch den Fluß Oglio lernen schon die Bezirksschüler „Olljo“ aussprechen, desgleichen den Garigliano nicht „Garickliano“, sondern „Garilljano“ 2c.

Unklarer ist sich das deutsche Publikum über die Frage, wie es mit dem italienischen che und chi zu halten sei. Hier überwiegt meist die inkorrekte Ver=

Digitized by Google

mutung, das italienische che und chi müsse wie das französische che und chi (= sche und schi) ausgesprochen werden. Bei einzelnen Kombinationen verwechselt man wieder dies italienische che und chi, das richtig wie ke und ki lautet, mit dem italienischen ce und ci und spricht zum Beispiel statt Tschiwita weckia (Cività vecchia) total verkehrt Tschiwita wettschia.

Die Kenntnis des Spanischen ist noch minder verbreitet als die des Italienischen. Demungeachtet sollte wohl jeder Gebildete wissen, daß man das spanische ll = llj spricht. Als Kind schon haben wir alle das Wort Sevilla (sprich Sevillja) in richtiger Form gehört: „Nach Sevilla, nach Sevilla", und „der Barbier von Sevilla". Das Gleiche gilt von Murillo (sprich Murilljo). Auch daß der spanische Buchstabe j (früher x geschrieben) wie ein möglichst rachenkatarrhalisches ch, rauher noch als das deutsche ch in „doch" und „Koch", lautet, ist allbekannt. So spreche man denn getrost von der Schlacht von Cheres (Jerez); früher sagte man freilich Xeres, wie man Xerxes sagt. Ob es aber zweckmäßig ist, das uns längst in Fleisch und Blut übergegangene Mexiko, das so schön an Lexikon anklingt, in ein „korrekteres", aber dem usus tyrannus zuwiderlaufendes „Mechiko" umzuwandeln, scheint mir fraglich.

Barcelona mit der falschen z-Aussprache des c (das eigentlich wie ein gelispeltes s mit einer leichten Hinneigung zu dem englischen th lautet) ist eingebürgert. Wer es in deutscher Konversation anders, d. h. echt spanisch ausspricht, macht den Eindruck der Affektation.

Digitized by Google

Häufiger als im Punkte der Aussprache versündigt der Laie sich bei den spanischen Wörtern im Punkt des Accents. Man hört, um nur das Gröbste herauszugreifen, hundertmal Gränäda und Cordóba, statt Granáda und Córdŏba.

Von portugiesischen Wörtern gebraucht der Deutsche vornehmlich die Bezeichnung eines Liqueurs, die er fälschlich „Curassáo" ausspricht, während das Originalwort curaçaõ (buchstäblich das lateinische curatiónem, „Heil", „Heilung"; Name der bekannten westindischen, jetzt zu Holland gehörigen Insel) den Accent auf der letzten Silbe und überdies den Nasallaut hat, also nach Analogie des mehrfach erwähnten „Salong" zu „Curassóng" ausgeprägt werden müßte.

Eine besonders heikle Stellung nimmt das Englische ein. Bei dem entsetzlichen Widerstreit zwischen der Aussprache und der Orthographie, an welchem das Englische leidet, kann man dem deutschen Publikum, das dieser Sprache nicht mächtig ist, unmöglich zumuten, die in die deutsche Alltagssprache übergegangenen englischen Wörter und Phrasen oder die Namen der Tagesgrößen ꝛc. richtig zu sprechen. Auch hier thut der Gebrauch alles. Jedermann kennt den Anfang der englischen National-Hymne: God save the king. Die meisten Nicht-Englisch-Verstehenden (ja auch mancher, der es „besser gelernt hat") sagen konstant: God sehf se king. Das englische th — angelsächsisch durch eine besondere Rune bezeichnet — ist der Zunge des Oberdeutschen ebenso unaussprechlich, wie dem englischen

Digitized by Google

Gaumen unser ch (ich, doch). A selfmade man geht noch halbwege; time is money desgleichen, wiewohl das ey in money fast durchweg wie eh gesprochen wird, was durchaus falsch ist. Solche vollständige Phrasen sollte man, wie oben schon angedeutet, entweder gar nicht gebrauchen oder mit richtiger englischer Aussprache. „Ein selbstgemachter Mann" und „Zeit ist Geld" besagen ja wörtlich dasselbe. Wozu also englisch, noch dazu, wenn man der Sprache nicht mächtig ist? Anders jedoch verhält es sich mit gewissen längst eingebürgerten Ausdrücken, die sich nur schwer verdeutschen lassen. So hört man z. B. das Wort jockey, das englisch „dschocki", beinahe „dschacki" gesprochen wird, vielfach bereits halbdeutsch „dschokei" oder „schokei" aussprechen; über kurz oder lang sagt man vielleicht „jockei". In Zürich hörte ich von der Bühne herab: „Wir stricken". Die Leute wollten sagen: „Wir striken" oder: „Wir streiken". Das klang lächerlich, weil es ein deutsches Verbum „stricken" giebt, das etwas anderes bedeutet; sonst wäre es zweckmäßig. Gegenwärtig schreiben die meisten Blätter Streik, streiken, aber man spricht das Wort dennoch nicht englisch aus. Man sagt nicht s-treik, sondern sch-treik.

Ferner: Wir sagen: der Lörd, und reimen den „Lord" auf „Mord". Es fällt uns nicht ein, das englische „Lahrd" nachzuahmen. Wir haben das Wort zunächst durch das Auge kennen gelernt. Wir wissen nicht, daß der angelsächsische hlâford (hlâfward = der

Digitized by Google

Laibward, der Brotherr) darin steckt und daß die Aussprache demgemäß lang ist.*)

Wir sagen — oder viele wenigstens sagen —: Lord „Palmerston", just wie's geschrieben ist, unbekümmert darum, daß die Engländer in ihrer schauderhaften Verstümmelung der Eigennamen so und so viele Buchstaben verschlucken und „Pa'm'rst'n" sprechen.

Wir sagen allerdings „Schäckspihr" (= Shakespeare), weil uns dieser Name von Kindheit an eingeprägt ist und die völlig antinationale Aussprache so weltberühmter Namen eine Absurdität wäre. Nur die Engländer selbst gestatten sich die Absurdität; sie sprechen „Juländ" statt Uhland, ja früher „Gors" statt Goethe. Wo indes die germanisierte Aussprache noch eine ausreichende Aehnlichkeit übrig läßt, da verbleiben wir ruhig und mit Recht bei der germanisierten. Wir sagen schlankweg Stratford, ganz deutsch gesprochen, ohne uns um die englische Zerquetschung der Vokale irgend zu kümmern. Wir sagen Franklin, ganz deutsch; Wellington (nicht U-ellingt'n); auch vielleicht Waschington (nicht U-oschingt'n).

---

*) Unser neuhochdeutsches „Laib", das Brot als Einheit, als Stück bezeichnend, auch in der Verbindung „Laib Brot" gebraucht, bedeutet ursprünglich das Brot als Stoff, als Nahrung; gotisch **hlaif**, angelsächsisch **hlâf** (wovon englisch **loaf** = Laib), russisch und polnisch **chleb**.

Digitized by Google

Ein Blick in die Zukunft der deutschen Sprache.

Wie ist ein solcher Blick überhaupt möglich? Die Antwort auf diese Frage ergiebt sich von selbst, wenn wir einige andere Gebiete menschlicher Kombinationsthätigkeit zur Erläuterung heranziehen.

Ein Botaniker, der beobachtet hat, wie sich etwa die Eiche, die Buche, die Linde aus ihrem Keimblatt durch die verschiedenen Stadien hindurch zu einem vorerst noch zweigähnlichen Bäumchen und dann zum Baume entwickelt, — ein solcher Botaniker dürfte, wenn ihm der Zufall ein ihm noch unbekanntes zweig-ähnliches Bäumchen unter die Augen bringt, wohl in der Lage sein, auf Grund seiner wissenschaftlichen Kenntnisse annähernd vorauszubestimmen: dies Bäumchen wird in zwanzig Jahren so oder so aussehen. — Er kann sich natürlich irren: aber die Wahrscheinlichkeit ist stark für ihn, wenn er alles Erfahrungsmaterial gewissenhaft ausnützt, und sich möglichst genau an die ihm gegebenen Analogien hält; auch sorgsam prüft, wo etwa an der zu

Digitized by Google

beurteilenden Pflanze die Spuren einer besonders eigenartigen Weitergestaltung sich vorfinden.

Einem kunstfertigen Architekten, der viele Dutzende von Bauwerken gründlich studiert, gemessen, gezeichnet hat, wird es nicht allzuschwer fallen, den Aufriß eines ihm unbekannten Gebäudes, wenn dieser Aufriß etwa in der Hälfte der Höhe abbricht, aus eigenen Mitteln ziemlich getreu im Geiste des Urhebers zu ergänzen.

Ein Choreograph, ein Theoretiker des Tanzes, der etwa drei Touren einer neuen Quadrille mit angesehen hätte, würde sich — vorausgesetzt, daß diese Quadrille wirklich die organische Schöpfung eines Fachkünstlers wäre — wohl die Fähigkeit zutrauen, die vierte und fünfte Tour halbwegs vorauszuahnen, — wenn auch nicht mit der blendenden Sicherheit des eben erwähnten Baumeisters.

Ganz in ähnlicher Weise giebt uns die vergleichende Sprachforschung — insbesondere auch das Studium der Sprachgeschichte, d. h. der uns historisch bekannten Entwickelungsgänge einzelner Sprachen — höchst schätzbare Anhaltspunkte für einen Blick in die Zukunft. Vor allem reich an belehrenden Einzelheiten in dieser Hinsicht erscheint die hochinteressante Um- und Uebergestaltung der lateinischen Sprache in die romanischen Töchtersprachen; nächstdem die Entwickelung des Neuhochdeutschen aus dem Althochdeutschen und die des Englischen aus dem Angelsächsischen.

Es kann sich, wie selbstverständlich, im folgenden nicht darum handeln, dem Leser ein wenn auch noch

Digitized by Google

so skizzenhaftes Gesammtbild unserer Zukunftsmuttersprache zu zeichnen; denn ein solcher Versuch würde — ganz abgesehen von andern hier nicht zu erörternden Mißlichkeiten — eine ganze Bibliothek füllen, weil jede einzelne Kleinigkeit doch belegt, motiviert und verteidigt sein wollte. Vielmehr gedenken wir nur ein paar charakteristische Momente herauszugreifen, die sich besonders eignen, dem Laien das für ihn wohl etwas befremdliche Prinzip zu erläutern.

Wir gehen von einer Bemerkung allgemeiner Natur aus.

Es ist Thatsache, daß die Orthographie, die Rechtschreibung, die Bezeichnung der Laute durch Buchstaben, stets der wirklichen Sprachentwickelung um viele Jahrzehnte, ja oft um viele Jahrhunderte nachhinkt.

Längst schon hat sich der gesprochene Laut verändert; aber noch hält man am geschriebenen Buchstaben fest, bildet sich anfänglich ein, Laut und Buchstabe seien noch ziemlich identisch, und bemüht sich dann später, um „richtig" zu sprechen, das Geschriebene als Norm zu betrachten, nach welcher das gesprochene, lebendige Wort korrigiert werden müsse.

Endlich jedoch tritt ein Zeitpunkt ein, wo die Kluft zwischen dem geschriebenen und dem gesprochenen Worte so stark ist, daß jene Versuche des „Richtigsprechens" eingestellt werden. Man läßt dann entweder, wie dies im Französischen und mehr noch im Englischen der Fall ist, die vom gesprochenen Wort erheblich abweichende Schreibart ruhig fortbestehen, — eine Methode, die bei

Digitized by Google

den Engländern das bekannte widerwärtige orthographische Chaos herbeigeführt hat; oder man ist bestrebt, durch Aufstellung einer neuen Orthographie das gesprochene Wort wieder mit dem geschriebenen in Harmonie zu bringen, — eine Verbesserung, die natürlich von Zeit zu Zeit wiederholt werden muß, da die gesprochene Sprache nicht stillsteht, sondern im ewigen Werdeprozeß begriffen ist.

Zu denjenigen Sprachen, die sich der letzteren — einzig vernünftigen — Methode bedient haben, gehören die deutsche, die italienische, vor allem aber die spanische mit ihrer geradezu mustergültigen Konsequenz im Bezeichnen nicht nur der Aussprache, sondern auch des Silbenaccents. Diese Mustergültigkeit ist zum Teil dadurch bedingt, daß die Regelung der spanischen Orthographie vor nicht gar langer Zeit stattgefunden hat, daher sich inzwischen die Sprache des lebendigen Wortes von der des geschriebenen noch nicht wieder entfernt hat.

Die Einführung unserer deutschen sogenannten „neuen Orthographie" ist eigentlich ein Prozeß anderer Art. Er beschränkt sich auf die Hinwegtilgung überflüssiger, einst durch Irrtum in die Rechtschreibung hineingeschmuggelter Lautzeichen, sowie auf ein paar geringfügige Aenderungen bezüglich der großen und kleinen Anfangsbuchstaben ꝛc. ꝛc., was mit der Aussprache gar nicht zusammenhängt.

Hätten die Einführer der „neuen Orthographie" eine genauere Fühlung mit der lebendigen Sprache ge-

Digitized by Google

habt, so hätten sie vielleicht einige Kühnheiten, die über kurz oder lang doch einmal gewagt werden müssen, gleich mit in ihr mangelhaftes Programm aufgenommen. Die deutsche Aussprache hat sich nämlich bereits von dem geschriebenen Wort, selbst wenn man es in der „neuen Orthographie" schreibt, vielfach — und nicht ganz unbedeutend — entfernt. Eine Zeit wird kommen, da diese uns noch kaum ins Bewußtsein fallende Trennung aller Welt fühlbar wird, und eine ähnliche Nichtübereinstimmung zwischen Sprache und Schrift erzeugt, wie sie jetzt im Französischen herrscht. Und dann muß doch reformiert werden!

Ich will, was ich hier sage näher, begründen.

Jeder mit Sprachempfindung begabte oberdeutsche Redner, der nicht auf dem Standpunkte steht, das gesprochene Wort, das doch das einzig Ursprüngliche ist, durch das geschriebene tyrannisieren zu lassen — der Niederdeutsche kommt hier nicht in Betracht, da für ihn das Hoch- oder Schriftdeutsche eine von Haus aus fremde, erlernte Sprache ist — jeder Oberdeutsche also, der urwüchsig redet, spricht heutzutage: ich bleiwe, ich blieb, gebliewen.

Die Aussprache: ich bleibe, geblieben ist eine durchaus unorganische, erkünstelte, in den Schulen oder auf den Bühnen sprachwidrig eingelernte. Beiläufig gesagt, lehrt eine der neuesten Schulgrammatiken mit überraschender Richtigkeit: „b zwischen zwei Vokalen wird gesprochen wie w: also: ich schreiwe, ich bleiwe".

Dieser sprachliche Vorgang, der das b zwischen

Digitized by Google

zwei Vokalen erweicht, findet durchaus sein Analagon schon im Mittelhochdeutschen. Wir sagen: das Weib, des Weibes; das Mittelhochdeutsche sagt: das wip, des wibes.

Hier findet sich also ganz unzweideutig die Spur eines Sprachgesetzes, das überall, in England und Italien, in Frankreich und Spanien, in Schweden und Dänemark seine Gültigkeit hat.

Dieses Sprachgesetz lautet: Der ursprünglich härtere Laut wird, sobald er zwischen zwei Vokale zu stehen kommt, um eine Lautstufe weicher, — bis er dann schließlich, was hier gleich noch im voraus bemerkt werden soll, gänzlich verschwindet.

Im Althochdeutschen erstreckte sich dies sogar auf Konsonanten zwischen den Vokalen zweier verschiedener Wörter. So heißt es bei Notker: daz colt (das Gold); aber im Dativ: demo golde (dem Gold). Hier ist das harte c (= k) in g erweicht, mit Rücksicht auf das vorhergehende o von demo. Ferner: ich pin (ich bin); aber du bist u. s. w.

Wer, auf die Kenntnis dieses Sprachgesetzes gestützt, das mittelhochdeutsche wip und wibes betrachtet hätte, würde mit zwingender Konsequenz vorausgesagt haben: in so und so viel Jahrhunderten lauten die beiden Formen: „das Weib", „des Weibes". Denn auch die Verwandlung des î in ei hätte er nach Analogie ähnlicher Vorgänge in andern Sprachen vermuten dürfen.

Wie aus dem mittelhochdeutschen wip und wibes neuhochdeutsch Weib und Weibes, aus lîp, libes neu-

Digitized by Google

hochdeutsch Leib, Leibes, aus lop, lobes, neuhochdeutsch Lob, Lobes geworden ist, so entstand aus dem lateinischen habebam, ich hatte, das italienische aveva — und daneben — mit gänzlichem Wegfall des zweiten v — die Form avea.

Das lateinische amabam, ich liebte, lautet italienisch amava, und im Französischen — wiederum unter Auslassung des erweichten Lautes — aimais; wobei das s eine unorganische Zuthat ist.

Das lateinische piper, der Pfeffer, ist im französischen poivre schon bei der dritten Erweichungsstufe angelangt; die Mittelstufe war poibre. Es sollte mich wundern, wenn nicht in einzelnen französischen Dialekten nicht jetzt schon poire — ohne jede Spur eines v — gesagt würde. Jedenfalls ist poire die Zukunftsform auch des schriftfranzösischen Wortes.

Nach all diesen Analogien läßt sich mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen: Wenn wir nicht ganz und gar verschulmeistern, d. h. im vorliegenden Falle: wenn der naturgemäßen Entwickelung der Sprache nicht widernatürliche Hindernisse in Form pädagogischer Vergewaltigungen entgegengestemmt werden, so schreibt der Deutsche in zwei- oder dreihundert Jahren auf Grund der alsdann gültigen neuesten Orthographie wie folgt:

Der leib, des leiwes, dem leib, den leib; die leiwer; ich schreiwe (aber ich schrieb); die liewe (aber geliebt); das lewen (aber gelebt); gewen (aber du gibst); hewen (aber du hebst); strewen (aber du strebst, gestrebt) u. s. w.

Digitized by Google

Es sei noch bemerkt, daß bei diesen Beispielen, der Deutlichkeit halber, die bisherige Bezeichnung für die unverändert bleibenden Laute beibehalten ist. Höchst wahrscheinlich wird man aber auch das „ei“ und das „ie“ im einundzwanzigsten Jahrhundert beseitigt haben, denn ie ist schon jetzt nur ein langes i (= î) und ei wird (phonetisch) richtiger ai geschrieben, da dem i in diesem Diphthong kein e, sondern ein a vorlautet.

Daß Schulirrtümer und pädagogische Zwangsmaßregeln der freien Entwickelung der Sprache mancherlei in den Weg zu legen im stande sind, das erlebt man z. B. an der falschen (niederdeutschen) Aussprache des st und sp als Anlaut. Nicht nur in Niederdeutschland, wo ja ursprünglich das Niederdeutsche Volkssprache war, und demgemäß noch die Zungen aufs Niederdeutsche gleichsam „eingepaukt“ sind: auch unmittelbar an der Geburtsstätte unserer neuhochdeutschen Sprache wird noch den Schülern vorgetragen, es heiße s-prechen, s-tuhl, s-tein, s-tock; während jeder sprachlich gebildete Mensch weiß, daß es schprechen, schtuhl, schtein, schtock heißt, und daß hier nur wieder einer der zahlreichen Fälle vorliegt, wo die Orthographie hinter der Sprachentwickelung zurückgeblieben ist.

Wie man noch jetzt stock, stein, stuhl schreibt, ebenso schrieb man früher snee, slange, snell; zu einer Zeit nämlich, da dieses s noch nicht den breiten Zischlaut hatte, den es jetzt vor Konsonanten besitzt.

Entweder war es unwissenschaftliche Willkür — die ja im Punkte der Orthographie so häufig das große

Digitized by Google

Wort führt — wenn man plötzlich anfing, zwar schlange, schnee, schnell zu schreiben, aber bei stock, stein, stuhl ꝛc. das st noch beibehielt; oder auch — was ebenso möglich ist — die Umwandlung des Zischlautes s in sch ging vor l und n früher vor sich als vor p oder t*).

Jedenfalls hat sich in beiden Fällen diese lautliche Wandlung vollzogen, und nur jene unwissende Pedanterie, jene mißverstandene Korrektheit, die da meint, das geschriebene Wort sei das maßgebende; jene Verschrobenheit, die den einzig richtigen Grundsatz: „Schreibe so, wie du sprichst!“ in den geradezu widersinnigen umkehrt: „Sprich so, wie du schreibst!“ — nur diese Halbbildung verteidigt noch in unserem Jahrhundert das unmögliche s-tock, s-tein. Diese Aussprache berührt den Oberdeutschen fremdartig, ja geradezu antipathisch, und wenn es dem Niederdeutschen nicht gleichfalls wie eine Sprachwidrigkeit auf die Nerven fällt, so hat dies, wie gesagt, seinen Grund nur in dem Umstand, daß die Verbindung s-t, s-p im sogenannten Plattdeutschen gäng und gäbe ist; im Plattdeutschen heißt es wirklich s-tock, aber auch s-lapen (schlafen), nicht schlapen, und s-niden (schneiden), nicht schniden. Dies zur Erhärtung der Thatsache, daß man auch mit den Irrtümern als einem sprachbildenden Faktor zu rechnen hat.

*) Wahrscheinlich hat der rein äußerliche Umstand mitgewirkt, daß der Anlaut „Sp“ und „St“ in der Schrift (und hie und da selbst im Druck noch) durch ein Monogramm bezeichnet wurde.

Digitized by Google

Aehnliche Erweichungen wie mit dem B-Laute werden auch mit dem K- und dem T-Laute vor sich gehen; ja sie sind zum Teil schon vor sich gegangen, uns selber noch unbewußt; denn es gehört ein gar scharfes Ohr dazu, um die Nichtübereinstimmung zwischen dem geschriebenen und dem gesprochenen Worte auch da herauszuhören, wo man von vornherein gleichsam dogmatisch von dem Vorhandensein der vollkommenen Harmonie überzeugt ist.

Der K-Laut zeigt im Oberdeutschen, ganz besonders vor Konsonanten, die unverkennbare Tendenz, sich dem G-Laut zu nähern. Der oberdeutsche Sprachgenius trennt sehr scharf den „Kecken" von dem „Gecken"; aber mit weit minderer Schärfe den „Kreis" von dem „Greis", den „Knaben" von der „Gnade", die „Begleitung" von der „Bekleidung".

Der T-Laut wird zwischen zwei Vokalen ungleich milder gesprochen als am Anfang des Wortes. Die Verwechselung von „ein Amt begleiten" mit dem korrekten „ein Amt bekleiden", die durch ganz Oberdeutschland im Schwang ist, wäre undenkbar, wenn nicht der T-Laut in dem Worte „begleiten" milder klänge, als etwa zu Anfang des Wortes „Terrasse". Die Abmilderung des k vor l kommt irrtumfördernd hinzu.

Also auch hier macht sich — wenn auch noch nicht so entschieden, wie bei dem oben erörterten B-Laut, — die Tendenz der Erweichung geltend, und zwar völlig nach Analogie der romanischen Sprachen, die den lateinischen T-Laut erst abmildern und dann völlig ver-

Digitized by Google

schwinden lassen. Aus dem lateinischen pater (Vater) wird italienisch padre, französisch père; aus dem lateinischen voluntatem (Wille) wird portugiesisch vontade, italienisch volontà.

Daß die Erweichung des T-Lautes im Neuhochdeutschen noch nicht mit solcher Entschiedenheit vorgeschritten ist, wie die des B-Lautes, das begreift sich, wenn wir das Mittelhochdeutsche betrachten. Das p in wîp u. s. w. begann dort bereits zu schmelzen: wîp, wîbes; aber das t hielt noch stand: zît (Zeit), Plural zîten. Unsere Zukunftssprache wird daher längst schon die weiwer, lewen und liewen eingeführt haben, ehe sie sich zum „guden“ (statt „guten“) entschließt.

Noch später wird dann, nach Maßgabe des hier waltenden Sprachgesetzes, das Wort „Leib“ lei, und das Wort „Weib“ wei lauten; Mehrzahl: die leier, die weier, — ganz analog dem Wort „Frau“, das ursprünglich auch einen Lippenlaut (w) nach dem au hatte und mittelhochdeutsch die vrouwe hieß, bis in den ersten Stadien des Neuhochdeutschen jenes w spurlos dahinschwand.

Ob die Sprache durch diese und ähnliche Wandlungen schöner und wohllautender wird, das ist eine Frage, die man beim ersten Blick verneinen zu sollen glaubt. Aber wie überall, so hat auch hier die Natur dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Sie hat ihre heimlichen Korrekturmittel, die das Eingebüßte auf anderem Wege wieder ersetzen.

Ein Beispiel für diese Naturheilkraft der Sprache:

Digitized by Google

Das Althochdeutsche, Gotische, Altnordische waren bekanntlich im Besitz eines herrlichen Vokalismus. Im Gotischen überwog namentlich der stolze Vokal a. Die Endungen dieser Idiome hatten fast überall da, wo wir und das Dänische das verblaßte, abgeschwächte, dünnstimmige e haben, a, o und u, sodaß sich das Althochdeutsche an Fülle und Kraft im rein musikalischen Sinn wohl mit dem Spanischen (nicht mit dem Italienischen, das zuviel i hat) und mit dem Schwedischen messen darf.

Man höre z. B. folgendes Bruchstück aus dem achten Jahrhundert:

Dhuo ir himila garwida, dhar was ih; — thanne ir mit ërina ewa abgrundiu wazssar umbihringida, dhuo ir ërdha stedila wac, mit imu was ih dhannê, al dhiz frummendi.

Diese volltönenden Flexionssilben sind uns verloren gegangen; statt plintun sagen wir: „die Blinden" und behalten diese Form auch in den übrigen Beugungsfällen, die im Althochdeutschen lauteten: plintônô, plintôm, plintun. Nur noch in ganz vereinzelten Form, wie „dero", „ihro", „nunmehro" haben wir Erinnerungen an den ehemaligen Ueberfluß.

Wie aber hat nun der Sprachgeist diese fortschreitende Verdünnung, die ja schließlich zu einem wahren Wasserfuppentum hätte ausarten müssen, wieder gut gemacht?

Vor Jahrhunderten schon durch den Prozeß der Diphthongierung, — und neuerdings durch die beginnende Zersetzung des Schluß-r.

Digitized by Google

Im Mittelhochdeutschen findet sich durchweg î und û, wo wir im Neuhochdeuschen ei und au haben. Hierher gehören Wörter wie „Bau", „Sau", „kaum", „Bauer", „Haut", „aus", „Haus", „Maus", „Brei", „Beil", „Weib", „Eis", „Eile" ꝛc. Das ei in den letztgenannten Wörtern wird jetzt bekanntlich wie ai gesprochen; ursprünglich hat der dem i vorgeschlagene Vokal, wie noch heute im Schwäbischen, wirklich „e" gelautet; er ward erst im späteren Neuhochdeutsch zu a: an sich schon ein Beispiel der Vokalverstärkung, im Gegensatz zu der sonst üblichen Abschwächung (plintônô, blinden).

Aber auch bezüglich der Endungen waltet ein unbewußtes Ersetzungsbestreben ob. Da hier das kräftige Selbstlautertum, als dessen vornehmster Vertreter das a zu betrachten ist, mehr und mehr schwand, so griff die Sprache zu einem sehr wirksamen Hilfsmittel: zur Vokalisierung des r. Wir befinden uns noch in den Anfangsstadien dieses Prozesses: aber sein Endresultat kann nicht zweifelhaft sein. Die letzte Silbe in „Mutter" lautet, ungekünstelt gesprochen, durchaus schon nicht mehr wie die erste Silbe in „Terrasse" oder „Terrine", sondern sie neigt sehr stark zum „ta" hinüber, und wird aller Wahrscheinlichkeit nach im Lauf der Jahrhunderte geradezu ta lauten und ta geschrieben werden. Viele Mundarten, z. B. die oberbayerische, sprechen schon heute so.

Ebenso vokalisiert sich allmählich das r im Innern der Wörter, wenn ein Vokal vorangeht und ein Konsonant folgt. „Kurt" lautet schon jetzt ein wenig nach

Digitized by Google

„Kuat“ hinüber, „fort“ nach „foat“, „gern“ nach „gean“. Im Wiener Dialekt reimt Kern auf Wean (Wien). Auch dieser Prozeß dürfte ein unaufhaltsamer sein, und wenn er sich erst völlig verwirklicht hat, dann besitzt das Hochdeutsche wieder die uralten Doppelvokale, wie das ua im althochdeutschen cuat (auch cuot, gut), oder das ea im angelsächsischen eam (Oheim).

Ganz ähnliche Vorgänge, die ein Verstärkungsbestreben angesichts der fortschreitenden Abschwächung auf anderen Punkten beurkunden, finden sich in den romanischen Sprachen. So bekommt das lateinische e und o im Italienischen einen bereichernden Vorschlag. Das lateinische homo (der Mensch) wird italienisch uomo; morior (ich sterbe) wird muojo; cor (das Herz) wird cuore, während sich das e in veto (ich verbiete) zum ie verstärkt, italienisch vieto (sprich: viéto). — Auch das Spanische und Französische kennen diese eigentümliche Aenderung. Das lateinische focus (Herd, Feuer) wird spanisch fuego; dormio (ich schlafe) wird spanisch duermo; das lateinische bene (gut) wird französisch bien; teneo (ich halte) wird französisch tiens.

Bei diesen Andeutungen mag es bewenden. Es sollte nur dargethan werden, wie und nach welcher Methode ein Blick in die Zukunft unserer Sprache überhaupt möglich ist.

Digitized by Google

Leipzig.
Druck von Ramm & Seemann.

Digitized by Google

Schriften desselben Verfassers.

Epische Dichtungen.

Das Hohelied vom Deutschen Professor.
6. Auflage . . . . . M. 1.—

Venus Urania. 5. Auflage . . . . „ 2.—

Schach der Königin. 3. Auflage . . „ 3.—

Murillo. 3. Auflage . . . . . „ 2.—

Romane.

Die Claudier. 14. Auflage . . . . M. 7.—

Aphrodite. 5. Auflage . . . . . „ 6.—

Nero. 4. Auflage . . . . . „ 12.—

Salvatore. 2. Auflage . . . . . „ 3.50

Hertha. 2. Auflage . . . . . „ 7.—

Dombrowsky. 2. Auflage . . . . . „ 8.—

Themis. 2. Auflage . . . . . „ 9.60

Der Mönch vom Aventin. 2. Auflage „ 3.—

Digitized by Google

Im Verlage von **Carl Reißner, Leipzig,** erschien:

Dudler und Dulder.

Studien über die Anmaßungen der Tonkunst.

Von einem alten Musikfreund.

Preis 1 M.

„Endlich einmal muß es gesagt werden," so beginnt der Verfasser, „denn euer Maß ist gerüttelt voll. Die Musik, ihrem innersten Wesen nach eine Gnade, ein Labsal, ein welterlösendes Himmelsgeschenk — in euren Händen, tonwuthkranke Dilettanten und Modenarren, ist sie zur Geißel geworden. Ihr habt die Göttin dämonisirt und die wonnige Aphrodite, deren Kuß den frommen Anchises und tutti quanti so selig machte, in die Teufelinne verwandelt. Und die Teufelinne übt eine seelenmordende Tyrannei aus, eine Herrschaft, die durch Nichts zu erschüttern ist, einen Despotismus, der schon deshalb jeden Sturm überdauert, weil die Mode ihn stillschweigend anerkennt. Die Herrschaft der souveränen Musik gehört zu jenen konventionellen Rücksichtslosigkeiten, an denen unser Gesellschaftsleben so reich ist, und keine andere von diesen stummen Verabredungen wider das Recht und die Wahrheit flößt dem betrachtenden Geist größere Bedenken ein." Der Autor verfolgt nun die Bethätigungen dieser bereits von Paul Heyse in dem großen Künstlerroman „Im Paradiese" gebrandmarkten Ueberhebung der Tonkunst nach allen Richtungen; zunächst auf dem Gebiete der künstlerischen Theorie, dann aber auch auf dem der Praxis. Der sinnlose Zwangsunterricht talentloser Kinder und jene Parade-Dressur der Backfische, die nur eine andere Form der moralitätswidrigen Jagd auf den Mann ist, die tumultuarischen Uebergriffe der modernen Klavierpest, die ästhetische Heuchelei der Massen, Alles dies wird mit schonungsloser Objektivität aufgedeckt. Trotzdem verliert der Autor bei seinen juvenalischen Strafpredigten nirgends den guten Humor.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

YB 38956

M325375

Digitized by Google

Digitized by Google